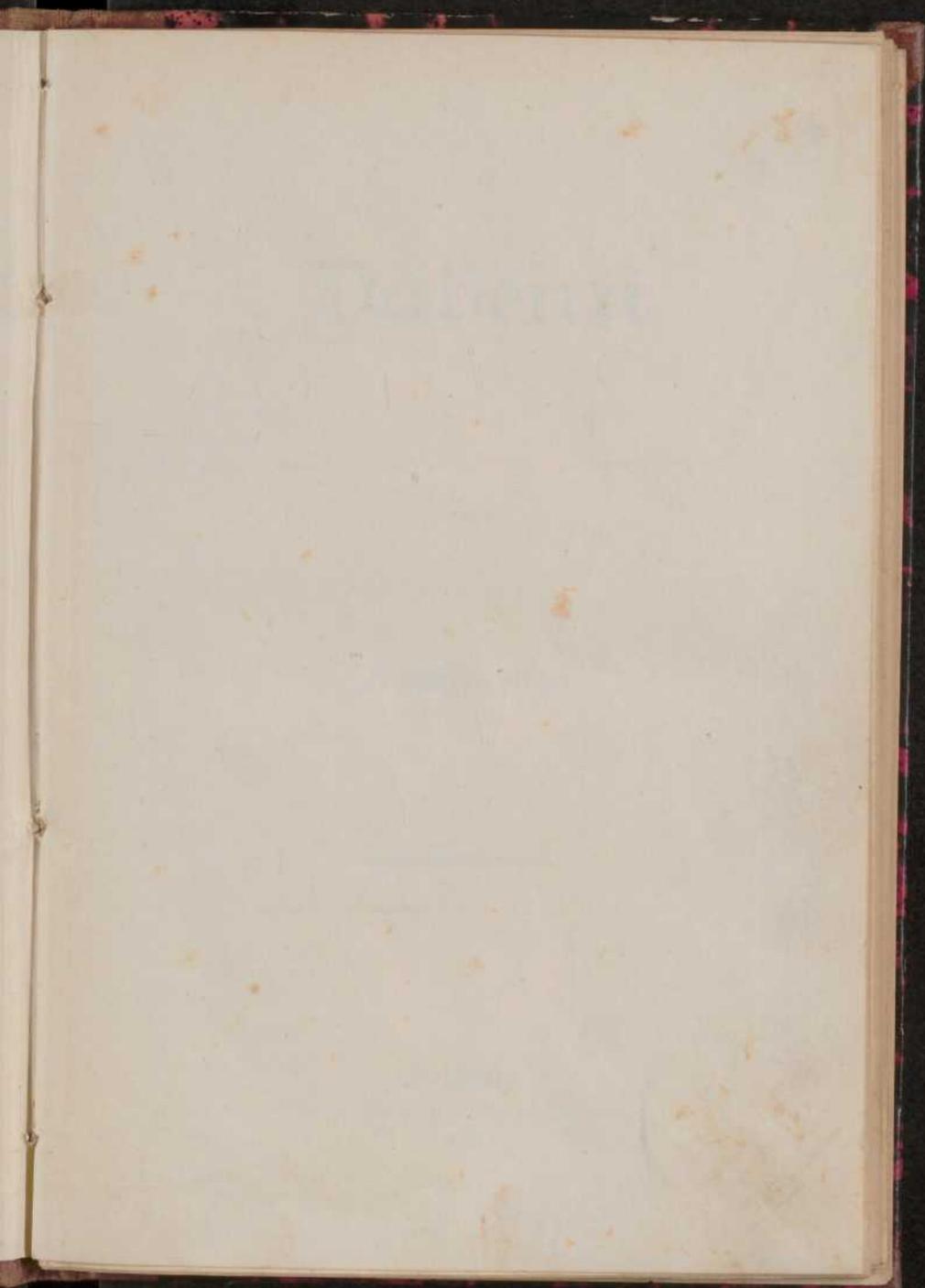
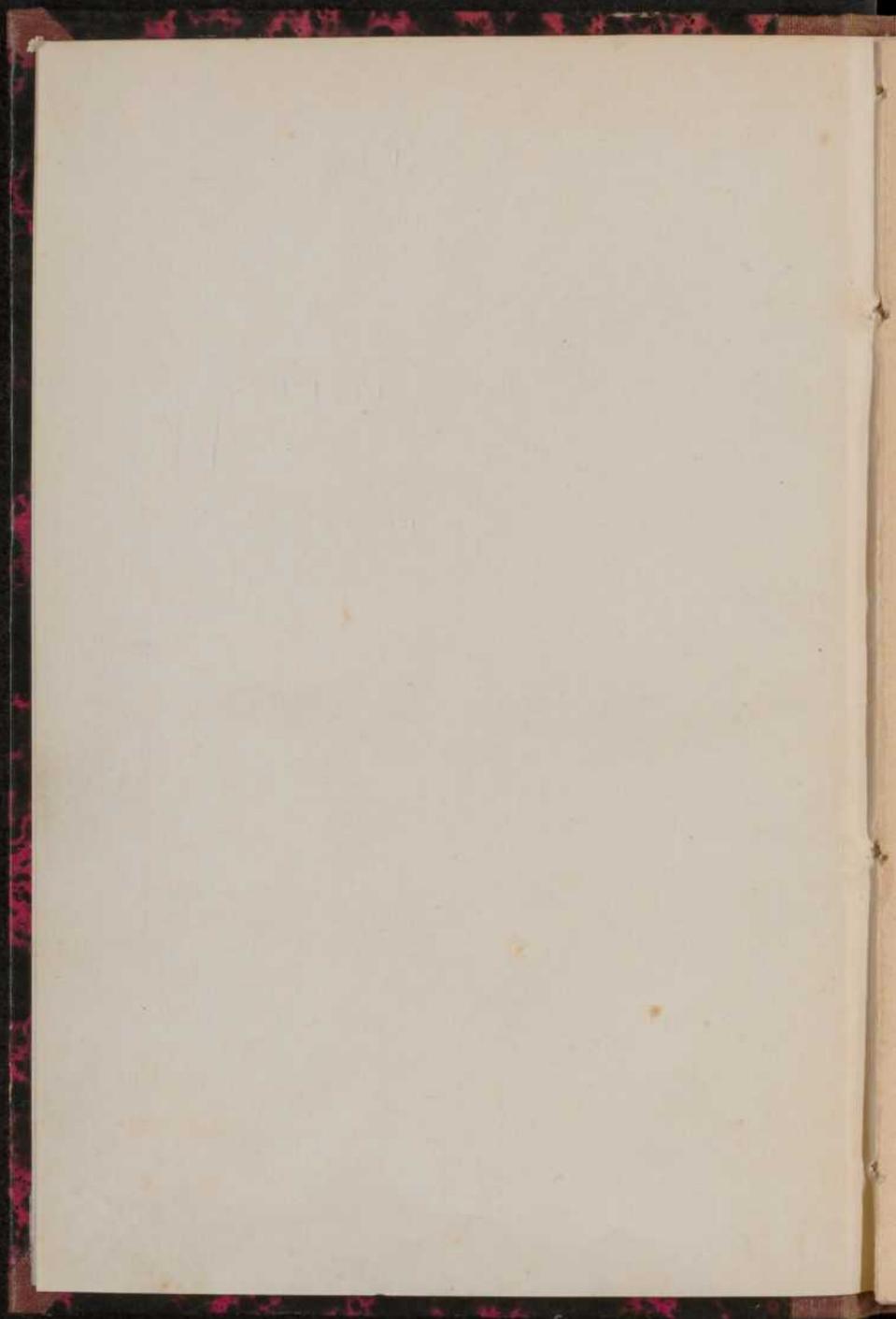


D
SEHAL







Daheim

von

L. Schaller-Fischer.



- 60

Strasburg.

J. G. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

1892.

①
SCHAL



63/1593 D

Erstes Kapitel.

In der Schule.

Dort droben an der Berghalde steht ein Häuschen. Theils mit Stroh gedeckt, theils mit bemooften Ziegeln guckt es hinter einem alten Birnbaum hervor, just wie ein Vogelneft. Es ist ein winziges Häuschen. Zwei Fensterlein und eine niedrige Thür, auf der Hinterseite ein Ziegenstall und darüber ein Taubenschlag; das ist sein ganzer Schmuck.

Vor der Hausthür im Schatten sitzt ein alter Mann und stützt den Kopf in die Hand; ihm zu Füßen liegt das „Mäusle“ ein schwarzbrauner Hund, der mit seinen hellen klugen Augen in der Gegend Umschau hält, und neben der Bank, worauf der Alte Platz genommen, steht sein unzertrennlicher Gefährte, ein vielgebrauchter Knotenstock. Unruhig rückt der Greis auf seinem Sitze hin und her, indem er in die Ferne zu horchen scheint.

„Wo er doch bleiben mag?“ sagt er halblaut vor sich hin, „schon lange sitze ich da und warte und immer vergebens. Welt, Mäusle, wir Beide, du und ich, wir können unsere Suppe nicht selber kochen?“

Mäusle springt auf und bellt herzhast in's Thal hinab,

so, als wollte er den Erwarteten herbeirufen, dann legt er die Schnauze vertraulich auf des Alten Kniee und kehrt zurück an sein Plätzchen zu den Füßen seines Herrn.

Christel, der Erwartete, war nicht wie sonst zu rechter Zeit aus der Schule nach Hause gekommen. Die Stunde war längst vorüber, wo er sonst, nach seiner Gewohnheit, dem Mänsle zupfeisend, den Fußpfad heraufkam und den Hund lockte und rief, bis er ihm vor Freude bekkend entgegen kam.

„Wo er nur bleiben mag?“ wiederholte der Greis, „so lange blieb er nie aus.“

Christel hatte unterdessen bei der Jugend des Dorfes einen schweren Stand. Klein und unansehnlich, mit gebogenem Rücken und kurzen unförmigen Beinen, diente er, ach nur zu oft, als Zielscheibe der herzlosen Witze jener beklagenswerthen Kinder, welche kein Gefühl für anderer Menschen Elend haben.

Auch heute hatte er wieder von Seiten der Schulknaben viel Unangenehmes hören müssen über seine verkrüppelte Gestalt, und als er endlich gereizt und erbittert mit den Fäusten um sich schlug, nahm der schlimmsten einer, der garstige Alfred, ihm die Zipfelmütze vom Kopf, hielt sie mit lautem Gelächter unter das Brunnenrohr und zog ihm dieselbe dann völlig durchnäht über die Ohren.

Jetzt ging dem Christel die Galle über; erzürnt nahm er den ersten besten Stein vom Boden auf und schleuderte ihn gegen den Missethäter, indem er ihn einen gottlosen Jungen nannte. Glücklicherweise traf er ihn nur an's Bein, der Stein streifte die Hose, aber der Knabe nahm weiter keinen Schaden.

„Seht Ihr den bösen Schlingel!“ schrie Alfred außer sich vor Zorn seinen Kameraden zu, „so macht er's allemal, wenn man Spaß mit ihm treiben will; er versteht keinen Scherz, denn er ist zu dumm dazu; aber ich will ihn lehren, wie man

mit ordentlichen Zungen umgehen soll.“ Und alsobald ging der gottlose Knabe auf den unglücklichen Christel zu, riß ihn zu Boden und wollte mit den Füßen nach ihm treten.

„Laß ihn,“ rief August, ein seiner gutherziger Junge, „laß ihn los, ich werde nicht dulden, daß du ihm ein Leides thust; ich mag überhaupt nicht mehr mit ansehen, wie Ihr den armen Christel verspottet wegen seiner Mißgestalt, er kann ja nichts dafür, daß er so häßlich ist, und wenn er eine Mutter hätte, wäre er wohl auch nicht so schlecht.“

„Wer sagt Euch, daß ich schlecht bin?“ rief der arme Christel laut weinend, indem er sich vom Boden aufrichtete. „Ihr seid gottlose Zungen, ja das seid Ihr, sonst würdet Ihr mich nicht so schlimm behandeln.“ Damit nahm er sein zwilchenes Büchertäschlein zur Hand, steckte die durchnähte Bispelmütze in die Tasche und schritt mit schwerem Herzen seiner Wohnung zu.

Zu beiden Seiten des Pfades, den er hinaufsteigen mußte um zu seinem Häuschen zu gelangen, standen Rosenbüsche und Weißdornhecken, die waren in voller Blüthe; tausende von Biennen und Käferlein summten darüber hin und freuten sich der wärmenden Sonne, die nach dem langen Winter gekommen war. Dort bei den Dornbüschen waren zwei geschäftige Grassmäcken, die sammelten Wollklumpchen, die von den vorübergehenden Schafen dort hängen geblieben, und trugen sie in's Nest.

Leise schlich Christel an den Dornbüschen vorüber, er wollte die Vöglein nicht stören, und sah nun von weitem zu, wie sie die Wolle geschickt aus den Dornen zogen und sofort mit beladenem Schnäbelein ihrer Heimath zusflogen.

„Ach wie thut mir mein Herz so weh,“ seufzte der arme Knabe und setzte sich am Wege nieder. „Alle sind glücklich, die

Vögel und die Käferlein, selbst die Blümlein in den Hecken; ich allein muß hier sitzen und trauern. Sie schelten mich Krüppel und Dummkopf und sagen, ich trage meine Gelehrsamkeit auf dem Rücken, aber sie denken nicht daran, daß der Großvater blind ist, und daß ich den Haushalt besorgen muß, dieweil sie an der sonnigen Straße sitzen und spielen. Nein, das wissen sie nicht," fügte er schluchzend hinzu und legte den Kopf in beide Hände.

Blötzlich, als hätten ihn seine Haushaltungspflichten zum Aufbruch gemahnt, stand er auf, warf noch einen langen traurigen Blick auf die Häuser des Dorfes, das unter ihm lag, und schritt den Pfad aufwärts.

Als er in die Nähe der Wohnung kam, schrie ihm die Ziege entgegen; er hatte sie an ein grünes Plätzchen geführt bevor er zur Schule ging, und lustig hüpfte sie von Hecke zu Hecke, so weit es das Seil gestatten wollte, womit sie an den Pfahl festgebunden war.

"Kommst du wieder Christel?" schien ihm die Ziege zuzurufen, indem sie ihm laut meckernd entgegen kam und seine Hand beleckte. Sein Auge klärte sich auf bei diesem fröhlichen Willkomm, und ein stilles Lächeln ging über seine bleichen Züge.

Und horch, jetzt kommt auch Mäusle den Pfad herab und bellt laut auf vor Lust und wedelt mit dem Schwänzchen und springt an dem Christel empor und leckt ihm das Gesicht, ja, dasselbe Gesicht, das die andern so garstig und häßlich finden.

Nun geht über dem armen verlassenen Kinde die Sonne auf; frohlächelnd nimmt er Mäusle beim Hals, drückt seinen braunen Kopf an seine klopfende Brust und fragt, sich die Augen trocknend: „Sagst du auch, daß ich so schlecht bin, mein gutes, getreues Thier?" Aber Mäusle ist wie toll vor Freude über das Wiedersehen; er macht sich los aus Christels Um-

armung, springt um ihn her, bald links und bald rechts und wirft ihn endlich über den Haufen.

Da liegt er nun heute zum zweiten Mal an der harten Erde; aber wie anders ist's hier als drunten im Dorf am staubigen Boden? er liegt da bei blühenden Hecken auf dem Wiefengrün, und anstatt der spottenden Knaben läuft Mäusle um ihn her und bellt so laut, daß es die Vögel im Walde hören; und die Gais hört es auch und hüpfst dazwischen vor Lust, und niemand schilt ihn einen häßlichen Jungen und niemand verachtet ihn, und jetzt ist aller Jammer vergessen.

Auch der blinde Großvater will seinen Antheil haben an der Freude des Wiedersehens; er hat schon von weitem den Jubel gehört. Bedächtig nimmt er den Knotenstock zur Hand und geht den Kommenden ein paar Schritte entgegen. Jetzt bleibt er stehen und lauscht. „Sie kommen!“ ruft er freudig, dann lüftet er das Käppchen und faltet die Hände.

Zweites Kapitel.

Im Kämmerlein.

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm' dein Kücklein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverlezt sein.

„Bet' mir dies nach, Christel,“ sagte der Großvater, als er sich abends neben dem Knaben in's Bett legte. Christel hatte ihm früher nie erzählt, wie schlimm es ihm oft in der Schule erging, er wollte ihn nicht betrüben, jetzt aber, da sein Leid zu groß gewesen war, hatte er sich Lust machen müssen

und hatte all' seinen Kummer in des Großvaters theilnehmendes Herz ausgeschüttet.

„Sie sagen, daß ich so schlecht bin,“ wiederholte er klagend, „dies schmerzt mich am meisten.“

„Sei nur getrost,“ beruhigte der Großvater, „wenn dich auch die Knaben verachten, so hat dich doch Gott lieb, wenn du seine Gebote hältst und auf seinen Wegen wandelst.“

„Ja,“ rief Christel, „das ist es eben, was mich drückt, daß ich den Stein nach dem Alfred geworfen und Gottes Gebote vergessen habe, und daß sie jetzt sagen, daß ich so schlecht bin.“

„Bet' fleißig zu Gott, daß er dich bewahre vor dem Argen,“ erwiderte der Greis, „und schlaf jetzt in seinem Namen ein.“

Und bald ward es stille um die Beiden. Kein Laut mehr von nah und von fern; Mänzle lag schlafend unter der Ofenbank, die Tauben im Schlag ruhten auch, nur der Vollmond blickte glänzend über das Häuschen, und die Sterne schauten vertraulich durch die kleinen Fenster in's ärmliche Kämmerlein, wo die Schlafenden lagen.

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm' dein Kücklein ein.
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverletzt sein.

So betete am selbigen Abend Frau Gebhard, als sie an ihres August's Bette stand.

„Wird Jesus auch heute seine Flügel über mich ausbreiten wollen?“ fragte der Knabe erwartungsvoll zu der Mutter emporblickend.

„Warum zweifelst du daran?“ entgegnete die Mutter.

„Weil ich ihn betrübt habe,“ antwortete der Knabe mit gedämpfter Stimme, „ich habe den Christel gekränkt und mit den andern über seine krüppelhafte Gestalt gelacht und gespottet.“

„Armes Kind!“ sagte die Mutter mit einem Seufzer, „konntest du so schlecht sein?“

„Ja,“ erwiderte August und umschlang den Hals seines Mütterleins, „ich weiß, daß ich Unrecht that und dem Christel wehe gethan habe, aber er ist auch so häßlich und eigen; wenn wir spielen, stellt er sich in die Ecke und lernt, und sobald die Schule aus ist, steigt er hinauf in sein Häuschen und läßt sich den ganzen Tag nicht wieder sehen. Darum liebt ihn auch niemand; wie könnte man ihn auch lieb haben, so einen dummen, häßlichen Jungen!“

„Mein Kind,“ antwortete die Mutter, „der liebe Gott hat das Gesicht des Christel so und nicht anders gemacht, und daß er buckelig geworden, ist auch nicht seine Schuld. Wie häufig ist ein häßlicher Körper die Wohnung einer schönen Seele, die weil ein schlechtes Herz oft in einer schönen Gestalt sich birgt.“

„Weißt du, Mutter, warum Christel buckelig geworden ist, und warum er immer so traurig und abge sondert in der Ecke steht?“

„Sein Vater starb, als er kaum ein Jahr alt war,“ entgegnete Frau Gebhard, „seine Mutter mußte mit Waschen ihren Unterhalt verdienen und war oft genöthigt, ihr Kind allein zu Hause zu lassen. Da geschah es eines Tages, daß sie wieder auswärts arbeitete, der Kleine war in seinem Bettchen eingeschlafen als sie wegging, als sie aber heimkam, lag er am Boden unter der Wiege und schrie erbärmlich. Von jener Zeit an wurde er kränklich, er wuchs nur kümmerlich empor und wurde der arme, buckelige Knabe, wie du ihn kennst.“

„Er dauert mich,“ erwiderte August, „aber er sollte mir nicht so böswillig und mürrisch sein. Warum ist er nicht auch fröhlich, wie andere Kinder, und spielt mit ihnen?“

„Das begreife ich leicht,“ sagte die Mutter, „statt der guten Worte giebt man ihm Spottnamen, das macht ihn schüchtern und verschlossen und verbittert sein Herz. Wenn er schlecht und boshast ist, so tragt ihr einen Theil seiner Schuld mit, darum daß ihr über sein Elend lacht, anstatt Mitleid mit ihm zu haben und ihn zu lieben.“

August hatte der Mutter mit feuchten Augen zugehört, dann sagte er: „Ich that großes Unrecht an dem unglücklichen Knaben, glaubst du, daß der liebe Gott mir diese Sünde vergeben wird?“

„Sicherlich,“ entgegnete Frau Gebhard, „aber du mußt ihn reumüthig um Verzeihung bitten und dein Unrecht wieder gut zu machen suchen.“ Darauf legte die Mutter beide Hände segnend auf ihres Sohnes Haupt und küßte ihn.

Christel war schon längst an der Seite des Großvaters eingeschlafen, als August noch immer wachend in seinem Bette lag. „Es reuet mich und ist mir leid, und ich will gut machen, was ich an dem armen Christel gesündigt habe.“ So dachte er in einem fort und schließ endlich unter diesen Gedanken ein.

Des andern Tages, bevor er zur Schule ging, nahm er den schönsten Silberbogen aus seinem Schatzkästlein und steckte ihn in die Tasche. Als er an's Schulhaus kam, waren die Knaben beinah' alle davor versammelt und tummelten sich lärmend und schreiend dort herum.

„Wo bleibst du so lang?“ rief Alfred dem Herankommenden entgegen, „wir warten mit Ungeduld auf dich, du fehltest uns jaust noch zum Spiel.“

„Da ist ja der Christel, der hätte an meiner Stelle mit-

spielen können," entgegnete August, auf den Knaben deutend, der abseits auf einem Steine saß.

"Den wollen wir nicht!" schrie Alfred, der Anführer der Bande, in verächtlichem Ton.

"Laß ihn mitspielen," bat August, „er dauert mich.“

„Nimmermehr! er war gestern zu garstig und ungezogen.“

„So spiel ich auch nicht,“ sprach August und wandte sich der Ecke zu, wo Christel saß und mühsam an seiner Aufgabe studierte.

„Oho!“ rief Alfred dem sich entfernenden August nach, „willst du des liebenswürdigen Christels Vertheidiger werden?“

August antwortete nicht, sondern ging auf Christel zu und hielt ihm schüchtern seinen Bilderbogen hin. „Nimm' das,“ sagte er leise, „ich habe es für dich mitgebracht.“

„Nein,“ entgegnete Christel kurz, „ich mag deine Bilder nicht.“

„Warum nicht? Ich geb sie dir gewiß gern.“

„Behalt' deine Bilder, du warst sonst nie gut gegen mich.“

„Aber jetzt will ich gut gegen dich sein,“ wollte August eben erwidern, als der ganze unbändige Knabentrost hinter ihm herkam und ihn sammt dem Christel in einem Nu umringte. Hurtig schob er seinen Bilderbogen in die Tasche, wandte sich zu seinen Gefährten um und dachte, indem er ärgerlich weiterging: Sie haben nicht Unrecht, der Christel ist allewege schlecht und bözartig, ich hab' dies jetzt deutlich gesehen, aber er hat keine Mutter.

Drittes Kapitel.

Der Diebstahl.

Alfred war der Sohn eines Schlossermeisters und der älteste von sechs Geschwistern. Seine Eltern thaten Alles, um sich und ihre Kinder anständig durchzubringen; sie scheuten keine Mühe, sie gönnten sich Tag aus Tag ein keine Ruhe, um etwas auf die Seite zu bringen, aber es war kein Segen auf ihrer Arbeit. Der Sonntag war ihnen, gleich den Wochentagen, nichts anderes als ein Arbeitstag, und die Kinder lernten von ihnen schelten und fluchen weit besser als beten und Gottes Gebote halten. So kam es, daß Alfred, welcher manche gute Eigenschaft besaß und unter besserer Zucht etwas ordentliches hätte werden können, ein unbändiger zügelloser Knabe wurde, der sich kein Gewissen daraus machte, seine Eltern auf allerlei Weise zu hintergehn, seine Lehrer zu belügen und zu betrügen und seine Schulkameraden, besonders die Schüchternen und Elenden, zu peinigen und zu verspotten.

„Wenn Du Dich nicht besserst, kommst Du einmal an einen Ort, der Dir nicht wohlgefällt!“ lautete mehr wie einmal der Ausspruch des Lehrers, wenn er ihn auf einer Missethat ertappte, aber der schlaue Knabe wußte allemal so geschickt seine bessere Seite herauszukehren, wenn er merkte, daß man ihn durchblickt hatte, und sich so fein und sittig zu geberden, um den schlimmen Eindruck bei seinen Lehrern zu verwischen, daß er, gleich der Aage, wenn sie vom Baum fällt, alsobald wieder auf festem Fuße stand.

Seit dem unseligen Tage, wo Christel den Stein nach ihm geworfen, hatte er es auf den unglücklichen Knaben ab-

gesehen, um ihn zu verderben, und er sann darauf, ihm die angethane Schmach in doppelter Weise zu vergelten.

„Du sollst mir's büßen,“ sprach er zu sich selber, als er an jenem Abend in seinem Bette lag und den Vorgang im Schulhof noch einmal an seinem Geiste vorüber gehen ließ. „Du sollst mir diese Frechheit büßen, Du elender Knabe,“ wiederholte er zähneknirschend, und unter diesen schlechten Gedanken, und ohne Gebet, schlief auch er an jenem Abend ein.

Wenige Wochen waren seitdem vergangen, als eines Tages der Lehrer mit ernstem Gesichte unter seine Schüler trat und sie also anredete: „Wer unter Euch hat sich erlaubt, mein Federmesser zu nehmen, welches seit undenklichen Zeiten in meinem Schreibpulte lag?“

Bewundert blickten die Schüler auf; eine solche Zuthung kam ihnen unerwartet. Sie hatten wohl, nach muthwilliger Knaben Art, hier und da ihrem Lehrer einen kleinen Spug gespielt, aber sich an seinem Eigenthume zu vergreifen, wäre auch dem Schlimmsten unter ihnen bisher nicht eingefallen.

„Kinder!“ fuhr der Lehrer fort, „wer unter Euch kann mir sagen, wo mein Federmesser hingekommen ist?“

Allgemeines Stillschweigen ringsum.

„Ich frage Euch zum dritten Mal,“ hub er nochmals mit feierlicher Stimme an, „wer unter Euch hat mein Federmesser hier aus diesem Schreibpult weggenommen; ich fordere Euch auf, die Wahrheit zu sagen, sonst werde ich mich genöthigt sehen, Eure Taschen zu untersuchen?“

Abermals blieb die Frage ohne Antwort, und der Lehrer, einen Seufzer unterdrückend, schritt sofort zur Untersuchung sämmtlicher Taschen seiner Schüler.

August war der erste an der Reihe. Erröthend beim Gedanken, daß man auch nur von ferne seine Rechtschaffenheit in

Zweifel stellen könne, leerte er seine Taschen bis auf den Grund und wurde, da sich nichts Verdächtiges bei ihm vorfand, auf die rechte Seite des Saales gestellt, wo nach und nach auch die andern Knaben, nach genauer Untersuchung ihrer Taschen und Bücherfäcke, ihren Platz einnahmen.

Jetzt kam die Reihe an Alfred. Triumphierend blickte er um sich und hinunter zu Christel, der seinen Platz zu unterst, beim Eingang des Saales hatte, und still träumend vor sich nieder sah. Als Alfred seine Taschen, eine nach der andern, umgestürzt hatte und das Federmesser nicht zum Vorschein kam, stellte er sich, gleich den andern, auf die Seite und blickte noch einmal mit boshaftem Lächeln auf Christel, der nun auch an die Reihe kam. Schüchtern wie immer trat er vor, senkte aber seine Augen nicht, als er den forschenden Blicken des Lehrers begegnete, sondern sah frei und offen empor, als er seine Taschen zur Untersuchung bot.

„So, jetzt noch das Zwischsäcklein,“ sagte der Lehrer, als sich in den Taschen nichts vorfand, „wend' das noch um, dann ist die Untersuchung fertig.“

Gehorjam legte Christel dessen Inhalt auf die Bank, aber ach, als er eben wieder einpacken wollte, fiel sein Lesebuch zu Boden, und zugleich das vermiste Federmesser, das zwischen dessen Blättern verborgen war.

„Du Christel!“ sagte der Lehrer mit schmerzlichem Staunen, „Du, auf dessen Ehrlichkeit ich ein Haus gebaut hätte. Muß ich das an dir erleben? was wird der Großvater jagen?“

Christel blickte um sich wie ein Träumender; bleich und stumm vor Schrecken, konnte er zuerst kein Wort hervorbringen; endlich rief er mit ersticker Stimme: „Ich habe das Messer nicht genommen . . . ich weiß nicht, wie das kam . . . aber ich bin unschuldig.“ Dann fiel er besinnungslos zu Boden.

Viertes Kapitel.

Ein armer Reicher.

Auf dem Balkone eines großen stattlichen Hauses stand ein etwa fünfzigjähriger Mann und blickte nachdenklich zu der blauen Bergkette hinüber, die sich in weiter Ferne vor ihm ausdehnte. Sein Wuchs war schlank und edel, die Gesichtszüge fein und gutmüthig, aber in den schönen ausdrucksvollen Augen lag ein Zug von Schwermuth, der seinem ganzen Wesen etwas trübsinniges verlieh.

Er war kostbar gekleidet; ein weicher seidener Schlafrock schmiegte sich um seine hohe Gestalt; über der himmelblauen sammtenen Weste erglänzte eine schwere goldene Kette, und die Füße stakten in silbergestickten Pantoffeln, die vornüber mit dicken silbernen Schnallen geschmackvoll verziert waren. Er achtete wenig auf das, was um ihn her vorging; still und in sich gefehrt, lehnte er an dem zierlich verschnörkelten Geländer des Balkons, der mit Ephen und wilden Weinranken dicht umspannen war, und nur hie und da, wenn eine von den Schwalben, die ihr Nest an der Mauer des Hauses festgebaut hatten, an ihm vorüber kam, erglänzte sein trübes Auge für einen Augenblick, und er schaute den Thierlein zu, wie sie bald abwärts, bald aufwärts flogen, bis sie um die Ecke des Hauses biegend seinen Blicken entschwunden waren.

So stand er jeden Tag um dieselbe Stunde und an derselben Stelle, und jeden Tag auch blickte er zu jenen fernen Bergen hinüber, die unempfindlich dort standen, seit unendlichen Zeiten. Seine Diener wußten es schon, daß man ihn in solchen Augenblicken nicht stören durfte; leise und behutjam

schlichen sie hin und her durch die geräumigen Gemächer, und nur wenn die Sonne zu heiß brannte auf des Träumenden Scheitel, oder wenn der Nordwind zu frostig über seine ergrauten Locken strich, wagte es Andreas, sein Lieblingsdiener, ihn sanft in's schützende Zimmer zu ziehen an seinen vielbekannten Schreibtisch.

Dort saß er fast beständig und schrieb oder zeichnete lebensvolle Gebirgslandschaften mit riesigen Felsen und freundlichen Hüttchen, die an den Bergen zu hängen schienen, wie am schützenden Aste das Vogelneft.

Nur selten, wenn nämlich der trübe Geist, der in seinen schwermüthigen Zügen deutlich zu erkennen war, ihn auf eine Weile zu verlassen schien, befahl er dem Kutischer anzuspannen und ließ sich meilenweit in's Gebirge führen zu armen Holzhauern und Leinwebern die dort in halbverfallenen Hütten wohnten und im Schweiß ihres Angesichtes ihr kümmerliches Dasein fristeten. Dort lebte er nun auf, und wer ihn so zu den Aermsten und Verlassensten freundlich sprechen hörte und Nahrungsmittel und Kleidungsstücke unter sie vertheilen sah, die er für sie im Wagen mitgebracht hatte, der mußte sich fragen, ob dies wohl der selbe schweigsame, trübblickende Mann sei, der Tag für Tag auf dem lustigen Balkon seines schloßartigen Hauses stand und träumend in die Ferne blickte.

In seinem Hause war Alles auf das prachtvollste eingerichtet. Warme, kostbare Teppiche bedeckten Zimmer und Hausflur; an den hohen Fenstern hingen schwere seidene Gardinen, und Sophas und weichgepolsterte Sessel standen zwischen feingearbeiteten Kunstmöbeln umher an den reichgeschmückten Wänden.

Nur das Arbeitszimmer des Hausherrn stach sonderbar ab gegen den Reichthum und Luxus, der sonst im ganzen Hause

zu finden war. Schmucklos und einfach waren Wände und Fensterbehang, Fußboden und Zimmergeräth; der Schreibtisch aus schwarzgefärbtem Tannenholz stand hinter einem abgenützten ledernen Sessel, und daneben der mächtige vieljährige Kachelofen, auf dessen Vorderseite die Hochzeit zu Kana zu sehen war.

In diesem einfachen, beinahe ärmlichen Gemach, verbrachte der Eigenthümer dieses prachtvollen Hauses seine meiste Zeit; nur einmal in der Woche ließ er die Fensterläden seines schönen Prunkgemaches öffnen, um Freunde aus der nahegelegenen Stadt zu empfangen und sie aufs beste zu bewirthen. Freunde waren es eigentlich nicht, denn obgleich sie sich um seine Freundschaft bewarben, hatten sie es doch mehr auf seinen Reichthum abgesehen als auf seine Person, und das wußte er ganz wohl. Er hatte in seinem Leben blos zwei Freunde gehabt; der eine war schon längst gestorben, der andere war arm und heimathlos, aber treu und rechtschaffen: es war sein alter, langerprobter Diener Andreas.

Es war heute wieder der Tag, wo die Gäste aus der Stadt auf Herrn Moosblatts Landgut erwartet wurden, und schon früh am Morgen waren die Fenster geöffnet worden, um die Sonne, welche die ganze Woche hindurch nur kärglich durch die kleinen Spalten der geschlossenen Fensterläden einzudringen vermochte, ganz und voll hereinzulassen. Auch die Sopha und Sessel wurden geklopft, die Teppiche geschüttelt, die Zimmergeräthe abgestäubt und der Fußboden gewischt, kurz, es wurde Alles gesäubert und gerichtet, um die vornehmen Gäste anständig zu empfangen.

Auch in der Küche war Leben und Treiben in allen Ecken. Trine, die Köchin, hatte vollauf zu thun. Mit wichtiger Miene that sie sich um in Keller und Hühnerhof, in Vorrathskammer und Kochheerd, und mehr wie einmal wischte sie sich den

Schweiß von der gerötheten Stirn, indem sie die Torten und Kuchen knetete, und Wildpret und Geflügel unter lautem Zischen der Bratpfanne von einer Seite zur andern schob.

„Horch Leny,“ sagte das Oberhaupt der Küche zu ihrer Untergebenen, der Untermagd, die eben daran war, einen mächtigen Karpfen seines glänzenden Schuppenkleides zu entledigen, „Du und ich, wir Beide sind zwar nur arme Dienstmägde und müssen im Schweiße unseres Angesichtes“ — hiebei wischte sie sich abermals mit der Küchenschürze dicke Tropfen von den Schläfen — „ich sage im Schweiße unseres Angesichtes unser Stücklein Brod — zuweilen auch Kuchen — essen, aber ich sage Dir, auf meine Ehre, mit unserm Herrn möcht' ich nicht tauschen, und wenn er noch tausendmal reicher wär. Hast Du's schon gehört“, fuhr sie flüsternd fort, indem sie einen Schluck Rothwein zur Stärkung nahm, „wenn Alles im Hause stille wird und sie eingeschlafen sind, und man nur noch das Pfeifen des Windes im Schornstein hört, oder das Plätschern des Regens auf dem Dache, dann geht er in seinem Zimmer auf und nieder und redet mit sich selber und seufzt und klagt oder singt Lieder, wie sie daheim bei uns die Hirtenbuben singen, wenn sie die Heerde auf die Berge treiben.

Ich ging just einmal noch spät in die Küche, um mir einen Thee zu kochen, nun, Du weißt Lene, mein lästiges Magenweh, da kam ich an seiner Thüre vorbei, es war gegen Mitternacht, und hörte das schwermüthige Singen und Klagen. Seitdem bin ich schon öfters aus meiner Kammer geschlichen, wenn alles im Hause zur Ruhe war, und habe gelauscht und hab' auch jedesmal dasselbe Klagen gehört und das Seufzen. Und weißt Du, auch wie das Lied heißt, das er am liebsten singt? ich kann es schon auswendig, denn ich habe immer einen gescheidten Kopf gehabt, sie sagten es daheim Alle, und

der Andres sagt es auch, und ich wäre in der Schule immer obenan gewesen, wenn der Schulmeister gewollt hätte, aber der war mir gram wegen . . . nun, ich wollte Dir sagen wie das Lied heißt, ich kann es Dir auch vorsingen, es lautet also: „Fließe, Bärlein, fließe, ohne Trost und thu meinem stillen Bären doch die Heirath zu; schön, ach schön ist lieben . . .“ dann kommt noch etwas von einer Mutter, das hab ich nicht behalten können, und am Schluß heißt es: „rauch nur, meine Süße, hier im kühlen Saal,“ dann noch etwas, das hab ich nicht verstanden.

Eigentlich hieß aber das Lied also:

Fließe, Bächlein, fließe,
Ohne Raß und Ruh'
Meinen stillen Bergen,
Meiner Heimath zu.
Schön, ach schön ist's drüben,
Dort im Schweizerland;
Sind dir meine Alpen,
Bächlein, wohl bekannt.

Aber dort geh' sachte,
Bächlein, thu gemach,
Weißt, am niedern Hüttchen
Mit dem moos'gen Dach,
An den heißen Fenstern,
Die zu Thale sehn,
Wird im Abendglanze
Meine Mutter stehn.

Rausch' von ihrem Kinde
Zhr die Grüße zu,
Reise, weißt ganz leise,
Liebes Bächlein Du.
Sie wird drauf dich fragen
Mit getrübt'm Blick:
„Sage, Bächlein, sage,
Rehrt er bald zurück?“

Daß vor stillem Heimweh
Fast das Herz mir bricht
Hier im fremden Lande,
Sag's der Mutter nicht.
Rausch' nur meine Grüße
Hin in's stille Thal,
Hin zur theuern Mutter,
Tausend, tausend mal!

Lene schaute bewundernd zu ihrer gelehrten Gefährtin empor, indem sie ihr Küchenmesser schwerfällig auf dem halbentkleideten Wasserbewohner ruhen ließ, dann sagte sie, nicht ohne Zögern: „Ich begreife nicht, wie er gerade dieses Lied so oft singen mag, er hat doch eigentlich mit den Bären nichts zu

thun und heirathen wird er auch nicht mehr wollen, weil seine Erste eine so böse Sieben gewesen ist. Da wüßt' ich schönere Lieder wenn ich Zeit zum Singen hätte, wie er. Ich kann eines, das haben wir Mädchen daheim am Sonntag gesungen, wenn wir zusammen unter der Dorflinde saßen, es heißt also: „In des Gartens dunkler Laube sitzt die Abendhand voran.“

„Einfältige Vene,“ unterbrach die gelehrte Trine die Sängerin unwillig, „kann denn die Abendhand sitzen, wenn es eigentlich überhaupt eine Abendhand gibt,“ es soll heißen: „In des Gartens dunkler Laube sitzt die Abendsonne schon, das ist auch schöner.“

„Du, Trine,“ sagte die Vene, „sitzt denn die Sonne, ich hab' immer gedacht, sie steht oder geht. Nun, sie wird doch sitzen, weil Du es sagst, Du weißt ja Alles viel besser denn ich. Aber Trine. . .“

„Was Trine, Trine!“ unterbrach die viel Gestrenge, indem sie eifertig zu ihrem außer Acht gelassenen Braten zurückkehrte, „spute Dich mit Deiner Arbeit, das sag ich Dir, denn es ist bald Essenszeit.“

Und jetzt schmorten, kochten und bukten die Weiden um die Wette und hatten auch bald darauf die Freude zu erfahren, daß Alles zur Zufriedenheit der verwöhnten Gäste ausgefallen war.

Gegen Abend, als die Eingeladenen wieder von dem schönen Landhaus und dessen reichem Besitzer auf acht Tage Abschied genommen hatten, saß Herr Moosblatt in seinem Arbeitszimmer und stützte den Kopf in die Hand. Er war heute besonders trübselig gestimmt und hatte nicht einmal Lust zum Zeichnen, viel weniger noch zum Bitterspiel, was doch sonst seine Lieblingsbeschäftigung war. Seine Gedanken waren weit weg, aber nicht bei den Bildern einer lieblichen Ver-

gangenheit, auch nicht bei jenem stillen Grabe auf dem blumenbesäeten Kirchhof, den er von seinem Fenster aus sehen konnte; nein, seine Gattin, die dort unter dem prachtvollen Marmorstein ruhte, hatte keine Lücke in seinem Dasein gelassen, als sie von ihm schied, sie hatte ihm ja das Leben schwer gemacht und bitter, und er hatte nicht lange um sie trauern müssen.

Auch das einzige Kind, das mit ihr in demselben Grabe schlief, hätte ihm das Leben nicht zu erhellern vermocht; es war lahm gewesen und geisteschwach und ein langes Leben nicht für dasselbe wünschenswerth. Was zog aber seine Blicke so sehnsüchtig in die Ferne über Berg und Thal und was preßte ihm so manchen schweren Seufzer aus? —

„Komm her, Andres,“ sagte er zum eintretenden Diener und ging mit ihm an's Fenster, „siehst Du die sinkende Sonne dort über dem stillen Geländ? wie schön, wie friedlich ist ihr Schein. Und hier diese gedrückte Menschenbrust, die nach Frieden dürstet und seufzt, und ihn weder um Geld noch Gut erkaufen kann.“

Fünftes Kapitel.

Rückbild.

Als Christel aus seiner Ohnmacht erwachte, befand er sich daheim im kleinen Stübchen. Neben seinem Bette stand der Großvater mit gramentstellten Zügen, und gegen ihm über am offenen Fensterlein saß eine Nachbarin und besserte seine Weste aus.

„Wo bin ich?“ fragte der Knabe und blickte scheu um sich, aber alsobald sich des Vorgefallenen erinnernd, legte er beide Hände vor die Augen und rief mit schmerzlicher Stimme:

„Ich bin unschuldig!“ dann brach er in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Christel! mein liebes armes Kind!“ sagte der Großvater und beugte sich zu dem Knaben nieder, „ist es auch gewiß wahr, daß Du unschuldig bist?“

„Gott weiß es,“ antwortete Christel und blickte freimüthig zum Großvater empor, so als hätte dieser mit seinen blinden Augen in des Knaben offenem Angesicht dessen Unschuld lesen können.

„Ich glaube dir auf's Wort,“ erwiderte der Greis, dann fuhr er sanft über des Kindes Gesicht und streichelte seine Wange.

„Sieh, Christel,“ sagte er nach einer Weile, „ich habe schon viel schweres im Leben zu tragen gehabt, und mancher Sturm ist über mein Haupt dahingefahren, bevor es grau geworden ist; aber wenn ich denken müßte, daß Du, das letzte und einzige Gut, das mir auf Erden noch geblieben, daß Du Dich einer Untreue schuldig machen könntest oder mich listig hintergehen und betrügen wolltest, ich glaube . . . ach Christel, ich glaube dieß brähe mir das Herz.

Ich habe Dir bisher nie von meinen früheren Jahren erzählt und dich auch nie wissen lassen, wie viel Jammer und Leid schon unter diesem kleinen Dache gewohnt hat; aber jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich mit Dir von diesen Dingen reden muß, denn der heutige Tag hat alle meine trübe Vergangenheit wieder an meinem Geiste vorübergeführt, und mein einziger Wunsch ist der, daß Du fromm und rechtschaffen bleibest damit Gott seinen Segen nicht von Dir nehme.“

„Großvater, ich bin unschuldig,“ rief Christel nochmals mit bewegter Stimme, denn er begriff jetzt, warum der Greis plötzlich so feierlich gestimmt war.

„Ich glaube Dir's,“ wiederholte der Alte und fuhr dann fort: „Dein Vater war nicht mein einziger Sohn, wie Du es bisher geglaubt hast, er hatte einen älteren Bruder, der sein Leben für ihn gelassen hätte. Kühn, muthig, von edler Gesinnung und einem Herzen voll aufopfernder Liebe, hätte er mein und seiner Mutter Glück und Stolz werden können, aber ach! er hatte einen argen Fehler, der uns und auch ihn oft empfindlich leiden machte: er war eigenwillig, starrsinnig und zuweilen ungehorsam, und gerade dieser Ungehorsam war, es der so vielen Jammer über uns gebracht hat.

Eines Tages, als die Mutter auswärts arbeitete, nahm er den Kleinen, trotz ihres Verbotes, mit auf die Ziegenweide, und bald darauf brachte er ihn halbtodt wieder nach Haus. Dies erzählte eine Frau die unweit unserer Wohnung auf dem Acker arbeitete; sie hörte den Jammer des Knaben von ferne, lief herzu, um zu sehen was vorgefallen, und als sie zum Häuschen kam, sah sie den Unglücklichen hinter demselben im Walde verschwinden. Wir sahen ihn von dieser Zeit an nicht wieder.

Ich arbeitete drunten im Thal, die Mutter auf dem Felde. Man schickte nach uns aus; als wir in unsere Wohnung zurückkehrten, saß der Jammer und das Unglück schon zu beiden Seiten der Thürschwelle. Der jüngste Knabe war dem Tode nahe, der älteste spurlos verschwunden, und die Ziegen, die uns ernähren halfen, waren fort, man wußte nicht wohin.

Von diesem Tage an war mein Frohsinn dahin. Unser Knäblein erholte sich langsam, er wußte auch nie genau zu sagen, was ihm begegnet war und behielt sein ganzes Leben hindurch ein schwaches Gedächtniß, vielleicht von einem schweren Fall, den er an jenem Unglückstage gemacht hatte; ich weiß es nicht und konnte es nie erfahren.

Deine Großmutter kränkelte von jener Zeit an und erholte sich nie wieder; von Tag zu Tag wurde sie schwächer und elender, und als sie endlich alle Hoffnung auf ein Wiederfinden ihres Kindes verloren hatte, verlor sie auch ihre letzte Kraft. Sie verschied, den Namen ihres unglücklichen Kindes auf den Lippen.

Als Dein Vater Deine Mutter in's Haus brachte, kam wieder ein Sonnenstrahl in unser verödetes Heim, denn sie war gut wie ein Engel und kostbar wie ein Edelstein. Nie sah man sie unzufrieden oder hörte sie murren und klagen wenn ihr etwas Widerwärtiges begegnete, freundlich und unverdrossen verrichtete sie Tag für Tag ihre Arbeit, und als Dein Vater starb und bald darauf meine Augen erblindeten, pflegte sie mich armen, hilflosen Mann mit unermüdlicher Geduld so, als wäre sie mein eigen Kind. Da kam der Tod und nahm sie weg und mit ihr Alles, was uns an Freude geblieben.

Sieh, Christel, so schweres hatte ich zu tragen, und alle meine irdische Hoffnung ruht jetzt auf Dir; gebe Gott, daß sie nicht zu schanden werde, und daß ich Freude an Dir erlebe.“

„Ja,“ sagte Christel. „Gott gebe mir seine Kraft dazu.“

Sechstes Kapitel.

Im Wald.

Am folgenden Tage, als Christel wieder in die Schule kam, sahen ihn seine Kameraden mit scheelen Augen an und flüsterten zusammen, und mehr denn ein Mal mußte er im Laufe des Tages Stichworte vernehmen, die ihn im Grund des Herzens empörten und betrübten. Besonders Alfred stand

ihm feindlich gegenüber, ja, er munterte selbst seine Mitschüler auf, sich von ihm abzuwenden, „denn,“ sagte er, „wer mit Dieben umgeht der besudelt sich,“ und schaute dabei so stolz umher, gleich als verrichtete er eine Heldenthat.

Der arme Christel sagte nichts, um sich zu vertheidigen; er fühlte wohl, daß er bei weitem der Schwächere war und diesen gefühllosen Knaben gegenüber nichts auszurichten vermochte. Er wiederholte aber bei sich selber die Worte, welche ihm der Großvater noch zum Abschied an's Herz gelegt hatte: „Es ist besser Unrecht leiden als Unrecht thun,“ und dies tröstete ihn.

So vergingen mehrere Tage, und die Schulzeit wurde für den armen Christel je mehr und mehr eine Zeit der Pein und Qual. Allein und verlassen saß er an seinem Plaze oder stand abgesondert an einer stillen Ecke des Hofes, wo die andern spielten und sich herumtummelten, und zählte in Gedanken die Stunden, die ihn vom Sonntag trennten, ja, von dem lieben Sonntag, wo er daheim bleiben durfte beim Großvater, einen ganzen langen Tag.

Endlich war der Sonntag gekommen. Die Sonne hatte ihren wärmenden Schein auf die Erde geschickt, und auch das Häuschen an der Berghalde hatte seinen Antheil davon bekommen. Golden schien sie auf das alte moosbedeckte Dach. Unzählige Bienen flogen geschäftig hin und wieder um den blühenden Pfirsichbaum, der im Gärtchen hinter dem Häuschen stand, und vom nahen Walde herüber rief der Kuckuck seinen Frühlinggruß, daß es weithin erschallte durch die milde Luft.

„Komm schnell, Christel,“ sagte der Großvater nach beendigtem Gottesdienst, „wir gehen in den Wald, und Mänsle darf auch mit.“

Mänsle spitzte die Ohren, als sein Name genannt wurde, dann sprang er an den Beiden empor und geberdete sich wie

toll vor Freude; er wußte wohl, was es zu bedeuten hatte, wenn Großvaters Stock in Bewegung kam. Christel wußte es auch, und auch wie viel es zu sehen und zu fragen gab, wenn er mit ihm spazieren ging; der Alte wußte so genauen Bescheid über Alles was des Knaben einfaches Gemüth zu wissen wünschte, und ein solcher Spaziergang war für die Beiden stets ein wahrer Feiertag.

„Komm hier, Großvater,“ sagte Christel, indem er mit seinem Begleiter einer Waldbank entgegen ging, „da ist's warm und angenehm, und hier sitzt sich's gut.“

Ja, angenehm war es und schön, so schön, daß Christel sich auf der Welt nichts schöneres denken konnte. Da standen Kiefern und Rothtannen, die waren wohl vier Mal so hoch als das Häuschen an der Berghalde, und Eichbäume, die waren anzuschauen wie mächtige Riesen. Und dort hüpfte ein Eichhörnchen von Ast zu Ast; bald versteckt hinter den grünen Blättern, bald an der äußersten Spitze der vorhängenden Aeste guckte es muthwillig herunter auf die Beiden und stellte sein Schwänzchen so, daß es aussah wie ein Federbusch.

Und erst die duftenden Gräslein und Sträucher, die Anemonen und Beilchen, die zu tausenden umherstanden neben dem frischen Waldmoos, und wie Sternlein funkelten in der herrlichen Frühlingssonne.

„Ach Großvater,“ sagte der Knabe, „ich kann mich gar nicht satt sehen an all' der Schönheit, die hier im Walde ist, und hörst du's auch, wie hell die Glocken vom Thal herauf klingen? ich muß immer denken, so schön wird es im Himmel sein.“

„Im Himmel ist's noch viel schöner,“ antwortete der Greis, „dort ist's immer Frühling und hell und voll Sonnenschein; dort hören alle Ohren, und alle Augen dürfen die Herrlichkeit Gottes schauen, auch die hier trüb und dunkel sind.“

„Auch deine Augen,“ sagte der Knabe gerührt und lehnte seinen Kopf zärtlich an des armen Blinden Schulter.

Eine Weile schwiegen die Beiden, dann sagte Christel: „Gelt, Großvater, dort werden sie auch sehen, daß ich das Federmesser nicht gestohlen habe, denn der liebe Gott, der Alles weiß, wird es ihnen sagen. Sieh, wenn ich so bei Dir bin, und wir miteinander von Gott reden, dann ist mir's, als müßte ich alle Menschen lieb haben, auch die Knaben, die mich verspotten und Krüppel heißen; aber wenn ich zur Schule komme, so ist gleich wieder alles anders, dann wird mein Herz finster und unfreundlich, und ich meine, ich habe einen Stein darin, so schwer ist es mir. Ich fürchte mich vor den Knaben.“

„Wer unter dem Schirm des Höchsten ist, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn, meine Zuversicht, meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Diesen Spruch lern' auswendig und wenn Dich Furcht übernehmen will, so sag' ihn her. Wenn dich aber die Knaben schelten so schilt nicht wieder, sondern gehe deine Wege so, als hättest du es nicht gehört, dann gefällt Du dem Herrn Jesu wohl.“

So sprach der Großvater; darauf nahm er den Stab zur Hand und schritt langsam mit seinen Begleitern seiner kleinen Wohnung zu; aber er ahnte nicht von ferne, daß im Gebüsch hinter der Bank, worauf er mit Christel gesessen hatte, zwei Menschen sich verbargen, die ihre ganze Unterhaltung mit angehört hatten.

Siebentes Kapitel.

Die Lauscher.

August und Alfred waren in den Wald gegangen um Vogelnester zu suchen. Von weitem schon hatten sie Christel mit dem Großvater den Waldpfad heraufschreiten sehen und hatten sich eilig ihren Blicken entzogen. „Komm schnell,“ sagte August zu seinem Kameraden, „ich will nicht, daß Christel mich hier mit Dir findet.“

„Warum nicht?“ entgegnete Alfred gereizt, „schämst Du Dich mein Freund zu sein?“

August that als hörte er Alfreds Frage nicht und zog ihn hurtig mit sich hinter das Gebüsch.

„So,“ sagte er leise, „wir wollen hier warten bis sie vorüber sind.“

Aber sie gingen nicht vorüber, sondern setzten sich gerade an jener Stelle nieder, wo die Knaben sich befanden und hielten dort ihr vertrauliches Zwiegespräch, so daß die Beiden in ihrem Verstecke es hören konnten.

August, der besser erzogen war als Alfred, hätte sich in der That geschämt, beim Nester suchen mit seinem Schulkameraden gesehen zu werden; er fühlte, daß er Unrecht that, und seitdem die Mutter ihm von Christels trauriger Kindheit erzählt hatte, mochte er auch nicht mehr zu denen gehören, die ihn verachteten und verlachten. Freilich, seitdem der Vorfall mit dem Federmesser stattgefunden, war er dem armen Knaben wieder weniger günstig und mehr wie einmal hatte er sich vorgenommen ihm dieß zu sagen, aber eine gewisse Scheu, ihn zu betrüben, hielt ihn davon ab, indem er zurückdachte an

jenen denkwürdigen Tag, wo sie ihn bleich und entstellt aus der Schule getragen in sein betrübtes mütterloses Heim.

Und jetzt saß er da auf der Waldbank und neben ihm der hilflose blinde Großvater, dessen Schutz und Schirm er war, dessen Stecken und Stab, er, der schwache verkrüppelte Knabe. August wußte nicht wie es kam, aber als er Christels Stimme hörte, die lieblich wie Glockenton zu ihm herüber drang in's Blättergebüsch, da wurde sein Herz weich, und er sah ihn im Geiste vor sich, wie er mit seinen sanften, blauen Augen gleichsam hilfesuchend umherblickte, wenn die andern Knaben ihn quälten und verlachten. O diese schönen, hellen Augen, die wie Sternlein glänzten am Frühlingshimmel; war es möglich, daß sie lügen konnten?

Doch horch! jetzt redet er vom Federmesser, und daß Gott Alles weiß, und wie dort Oben einst offenbar werden wird was hier verborgen war. — August's Augen füllten sich mit Thränen.

„Alfred,“ sagte er flüsternd zu seinem Kameraden, „weißt Du wer des Lehrers Federmesser in Christels Schultasche gesteckt hat?“

„Was geht es Dich an,“ entgegnete dieser und ballte die Faust gegen die Bank worauf Christel saß.

„Du mußt mir's sagen,“ erwiderte August, es geht mich an und ich werde nicht dulden, daß Christel länger als Dieb behandelt wird.“

„Laß mich in Frieden, was kümmert mich dies Milchsuppengesicht,“ brummte Alfred, sich unwillig von seinem Gefährten wegwendend.

Mittlerweile hatte sich Christel mit dem Großvater auf den Heimweg gemacht, und die beiden Lauscher, die feinetswegen in Streit gerathen waren, gingen tiefer in den Wald hinein.

Aber die Lust am Nestersuchen war vorüber. Alfred tobte und schalt und zerraupte im Vorübergehen die frischen glänzenden Blättchen, die an den Büschen am Wege emporschossen; August aber war still und in sich gefehrt, und ein sonderbarer Freundschimmer zog über sein gutmüthiges Angesicht. Er hatte seinen Zweck erreicht, er wußte was er wissen wollte: Christel war unschuldig. Alfred hatte ihm im Borne gestanden, was er bei ruhigem Gemüthe nicht verrathen hätte; er selber hatte des Lehrers Federmesser in Christels Tasche gesteckt, um sich an ihm zu rächen; er wollte ihn verderben. — Von dieser Zeit an trachtete August darnach, sich dem Christel zu nähern und sich ihm nützlich zu machen, es wollte ihm jedoch lange nicht gelingen. Zu verschiedenen Malen hatte ihm angeboten, ihm bei seinen Aufgaben zu helfen, oder er lud ihn zum Spielen ein, aber Christel blieb still und in sich gefehrt und pilgerte, ohne sich mit jemand einzulassen, nach vollendeter Schulstunde hinauf in sein friedliches Häuschen.

Da geschah es eines Tages, daß August hinaus ging, um Moos zu holen und Ephenblätter, er wollte einen Kranz winden zum Geburtstag seines lieben Mütterleins. Bedächtig stieg er den Fußpfad hinan und dachte darüber nach, wie glücklich er sei bei Vater und Mutter, die nach besten Kräften für ihn sorgten, dieweil so viele andere Kinder in Trübsal und Elend lebten, oder gar bei fremden Leuten um ihr tägliches Brod arbeiten mußten. Sein Herz ging über vor Dankbarkeit; er ließ sich am Bergabhang nieder und schaute nachdenklich hinauf an den schönen Frühlingshimmel, der sich über ihm wölbte wie ein feines blaues Tuch.

Erst als er um sich blickte, gewahrte er, daß er sich über Christels Häuschen befand, dessen Schornstein wie ein winziges

Thürmchen hinter dem Strohdach hervorguckte. Verwundert schaute er hinab und hatte einen Anblick, der ihm Thränen in die Augen lockte.

Vor der Thür saß der blinde Großvater und flocht an einem Weidenkorb; Mäusle lag neben ihm auf der Bank und schlief, und Christel saß den Beiden gegenüber unter dem blühenden Birnbaum und schälte Kartoffeln zum Abendbrod, dieweil ein paar Tauben — des Hauses Freude — um ihn herumspazierten und die Brodkrümmlein verzehrten, die er hier und da unter sie hinstreute.

Christels Antlitz schien wie verklärt, als er so dem Großvater gegenüber saß und seine Hausarbeit verrichtete. Und jetzt drang eine sanfte Stimme zu August hinüber, dann eine tiefe Bassstimme, und Großvater und Enkel sangen zusammen das herrliche Lied von Paul Gerhard: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen, sollt' ich ihm nicht dankbar sein.“ Da wo dem Christel das Gedächtniß fehlte, half der Greis nach bis das ganze Lied zu Ende war.

August hätte mögen hinunter eilen und den Knaben an's Herz drücken und ihn küssen; aber er wagte es nicht, die Beiden zu stören in ihrem unbeneideten Glück, sondern schickte sich an, sachte davon zu schleichen; aber Mäusle war auf den Beinen, bevor er sich's verjah; er bellte herzu zu ihm hinauf, so daß Christel von seiner Arbeit aufblickte und den ungebetenen Zuhörer gewahr wurde, der auch alsobald zu ihm hernieder stieg. Jetzt war das Eis gebrochen, und nach kurzer Unterredung schlossen die beiden Knaben einen Freundschaftsbund.

Achtes Kapitel.

Frühe Tage.

Ein paar Jahre waren vergangen seit dieser Begebenheit; Christel war zu einem Schuster in die Lehre gekommen und hatte bald durch Fleiß und gutes Betragen seines Meisters ganzes Vertrauen gewonnen. Er lernte sein Handwerk schnell, und als er nach vollender Lehrzeit die ersten Schuhe für den Großvater machen durfte, leuchtete sein Gesicht wie ein Maientag. Wie glücklich war er, als er nun mit seinem selbstverfertigten Geschenk dem Häuschen zupilgerte; ein König hätte nicht stolzer einherschreiten können als der sonst so bescheidene Knabe, wie er mit seinem Bündelein den Bergpfad emporstieg. Alle Blümlein schienen ihm zu winken, alle Vögel zu singen, ja die Sonne selber schien ihn zu grüßen und freundlich hernieder zu blicken auf das kostbare Päcklein, das er in den Händen hielt.

„Du bist ein Tagedieb und wirst ein Tagedieb bleiben Dein Lebenlang.“ So hatte der Alfred zu ihm gesagt, als sie das letzte Mal mit einander aus der Schule gingen und hatte hinzugefügt: „Du denkst einmal an mich, denn die Geschichte mit dem Federmesser soll nicht unvergessen bleiben, Du bezahlst sie mir.“

Und jetzt war er dennoch kein Tagedieb geworden, denn er hatte schöne, gute Schuhe gemacht, er, der Christel, und er arbeitete fleißig, Tag für Tag, um dem geliebten Großvater seine alten Tage zu erhellen, soviel in seinen Kräften stand.

Daß der Alfred sich an ihm rächen wolle, beunruhigte ihn zwar anfangs sehr, und er vermied ihn, wo er konnte; aber es waren ja schon ein paar Jahre vorüber gegangen, ohne daß

sich die Drohung erfüllt hatte, und er fing an sich darüber zu beruhigen; ja, er dachte kaum mehr daran.

Als er zum Häuschen kam lief ihm Mäusle entgegen; aber nicht freudig bellend, wie er sonst immer that, nein, er zupfte ihn hastig am Kleid und zog ihn mit sich in die Kammer. Aber was für ein Anblick bot sich dem armen Knaben hier dar! — Dort lag der unglückliche Großvater am Boden, bleich und entstellt, mit blutendem Kopfe. Das Fenster war zerbrochen, und der schön geschmückte Käfig, den Christel von August zum Geschenk erhalten hatte, war fort nebst dem Vögelein. Es war sein kostbarstes Gut gewesen.

Christel hob den Großvater vom Boden auf, wusch seine Kopfwunde mit Essig, und als er wieder zur Besinnung kam, erzählte er, wie er durch ein Geräusch am Fenster erschreckt worden war und Mäusle wie unsinnig von der Thüre zum Fenster gelaufen sei, wie er sich dann langsam zur Stelle gestafet habe, um nachzuspüren, was der Lärm bedeute, und plötzlich, durch einen derben Schlag auf die Brust, rücklings zu Boden gestürzt und die Besinnung verloren habe.

Christel war tief bekümmert; er wußte, der Thäter wer war, dessen Rache jetzt, da er am wenigsten daran dachte, so schrecklich über ihn kam; ja, es war ihm doppelt schmerzlich, weil der arme blinde Großvater das Opfer dieser Rache hatte werden müssen, und er nichts thun konnte, um ihn ferner vor der Bosheit dieses gottlosen Alfred zu schützen, der sich wohl gehütet hatte, seine Unthat vor Zeugen zu begehen.

Mehrere Tage war der Großvater schwer krank, und Christel war feinetwegen in großen Sorgen. Es war ihm beinah unmöglich, sich das Leben ohne den Großvater vorzustellen, und sein Herz war zum Zerbrechen schwer, wenn er daran dachte, daß er ihm könnte durch den Tod entrißen

werden. Er war zwar alt und blind und konnte ihm weder Schutz noch Hilfe mehr sein, aber er war da, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, er war da und wartete auf ihn und sehnte sich nach seinem Kommen, er redete tröstlich zu ihm, wenn er traurig oder muthlos war, und in sein Herz durfte er alles ausschütten, was ihn bewegte, denn er war liebevoll und treu, wie sonst keiner auf der Welt.

Eines Tages, als der Großvater wieder so weit hergestellt war, daß er ohne zu große Anstrengung sprechen konnte, rief er Christel zu sich an's Bett und sprach: „Mein liebes Kind, Du bist durch Alfred schwer beleidigt und betrübt worden und kannst mit Recht sagen, daß Du an ihm einen erbitterten Feind hast. Aber versprich mir, daß Du Dich nicht an ihm rächen willst, sondern den Spruch beherzigen, wo es heißt: Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch beleidigen und verfolgen. Es ist dieses nicht leicht, ich weiß es, aber Gott wird Dir beistehn, und Dir gute Gedanken in's Herz geben, wenn Du ihn darum bittest.“

Christel reichte dem Großvater die Hand, dann sagte er bewegt: „Ich will Gott bitten, daß er mir helfe zu thun nach seinen Geboten.“

„Amen,“ sagte der Kranke, „er wird Dir helfen und Dich segnen.“

Nur langsam erholte sich der Großvater und wurde auch nie wieder ganz gesund; still und gedankenvoll ging er umher, und mehr als einmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sah ihn Christel, wie er seine blinden Augen gen Himmel hob und die Hände faltete, gewiß um Gottes Schutz und Schirm für ihn zu erflehen, den er vielleicht nur zu bald allein auf der Welt zurücklassen sollte.

Aber bald sollte ein schwerer Sorgenstein von ihm ge-

nommen werden. August, Christel's treuer Freund, der ihn oft besuchte, kam eines Tages mit der Nachricht, daß Alfred, nachdem er bei verschiedenen Lehrmeistern auf Probe gewesen und bei keinem etwas gelernt hatte, plötzlich aus seinem Heimathsdorfe fortgezogen war, um in der Fremde sein Glück zu suchen.

Neuntes Kapitel.

In der Küche.

Beim Eingang eines armseligen Gebirgsdörfchens, vor der Wirthschaft zur „weißen Rose“ hielt eine weichgepolsterte Kutsche und wartete auf die Rückkehr ihres Herrn. Zwei prächtige Rappen, des Gefährtes Träger, stampften mit ihren festbeschlagenen Füßen ungeduldig hin und her am sandigen Boden, dieweil ein paar baarsüßige, zerlumpte Jungen bewundernd umherstanden und zu dem goldbetreßten Kutscher emporschauten, der ihnen von Zeit zu Zeit die Ehre eines Peitschenhiebes zu Theil werden ließ, um ihnen den Unterschied zwischen Hoch und Niedrig in fühlbarer Weise begreiflich zu machen.

„Das muß ein glücklicher Mann sein,“ sagte ein struppiges Bürschlein zu dem Kameraden, der ihm am nächsten stand; „so möcht' ich's auch einmal haben, in einem seidenen Wagen fahren, Fleisch und Weißbrod essen so viel man will, und noch dazu diese schönen schwarzen Thiere.“ Dabei näherte er sich den Pferden, strich ihnen lieblosend über den Kopf und tip, tap, sauste ein Peitschenhieb über des Verwegenen Rücken.

„Pfui, schäme dich, Claus!“ ertönte plötzlich eine dem Kutscher wohlbekannte Stimme hinter ihm, „wie magst du arme Kinder schlagen? sind sie nicht schon elend genug? Kommt her Jungens, kauft Euch ein Brod dafür und laßt's Euch

schmecken.“ Dabei gab Herr Moosblatt — denn er war es — einem jeden der Knaben ein Geldstück, stieg eilig in seinen Wagen und fuhr davon.

Still und in sich gekehrt fuhr er seine Straße dahin; er achtete nicht auf das, was um ihn her vorging, er sah nicht die wundervolle Landschaft, die sich vor ihm ausdehnte, auch nicht die grünenden Bäume und Sträucher, an denen er vorüberkam, und die sich wie grüßend zu ihm hinneigten, nein, es war für ihn alles wie todt und ausgestorben. Nur einmal blickte er auf und zuckte zusammen; es war ein altes Mütterlein, das ihn so seltsam bewegte; es kam des Weges daher, gebeugt unter einer schweren Reisiglast; er grüßte sie ehrerbietig, schaute ihr nach so lange er konnte, und als sie seinen Blicken entschwunden war, legte er den Kopf in seine weiße Hand und seufzte tief auf.

Was war es, das ihm diese Seufzer auspreßte, ihm, dem reichen, vornehmen Herrn, beim Anblick dieses ärmsten Mütterleins?

Unter der Thür des Hauses stand Andres, der treue Diener des Hauses, und wartete auf die Rückkehr seines Herrn, und als der Wagen rasselnd über das Pflaster des geräumigen Hofes fuhr, eilte er herzu und hieß ihn willkommen. War denn sonst Niemand in dem großen weiten Haus, der sich gefreut hätte, den Heimkehrenden wieder zu sehen, gar Niemand?

In der Küche an einem Seitentischchen saßen Trine die Köchin und Lene die Laufmagd, und thaten sich gütlich bei Kuchen und Kaffee, und ein Stück kalter Braten und Rothwein standen in Bereitschaft für die Rückkehr des Rutschers. Was kümmerte es sie, ob der Hausherr daheim oder draußen seinen Trübsinn pflog; sie freuten sich des Lebens auf Kosten ihres Herrn, was verlangten sie mehr.

„Du,“ sagte Trine, indem sie der Lene ein zweites Stück Kuchen auf den Teller schob, „es würde mir hier weit besser gefallen, wenn der Andres nicht wär, der schlaue Fuchs; aber je finsterner der Herr dreinschaut, je heller sehn seine Augen und je listiger wird er; ja, er wird mit jedem Tage ärger; der schleicht Dir bald hinauf bald hinunter, bald herüber bald hinüber und achtet auf Alles, gerade so als wär Alles im Hause sein eigen. Aber aus meiner Küche da soll er mir bleiben, das will ich ihm sagen, hier bin ich Meister und hier herrsch' ich allein.“

„Wie mich's verdrießt,“ erwiderte Lene ihr beistimmend und blickte dabei erröthend in ihre dampfende Kaffeeschüssel, „wie mich's verdrießt, daß er den Kutscher nicht leiden mag, er ist doch so fein und manierlich und dabei so hübsch und so klug; der weiß sich umzuthun und weiß so schön zu reden, gerade wie es einem jeden gefällt.“

„Das ist's ja eben, was den Andres so ärgert, daß uns der Claus so wohl gefällt,“ entgegnete Trine, „meint etwa der alte Brummbar, man sollte Gefallen an ihm finden und an seinem grauen Bart?“

„Das ist eben das schlimmste von allem, daß einem der Alte auf Weg und Steg nachgeht; wenn man sich einmal eine Kurzweil verschaffen will, kommandirt er einen nicht da schon um neun Uhr nach Haus und riegelt die Thür zu, als ob man nicht rechtschaffen miteinander — ich meine mit dem Claus — ein Abendstündchen im Freien verplaudern könnte?“ So sprach mit beredter Zunge die entrüstete Lene und fügte dem kalten Braten, der für den Kutscher bestimmt war, ein großes Stück Kuchen bei, das sie für sich abgeschnitten und bei Seite gelegt hatte.

„Thu' nicht so zimperlich,“ entgegnete Trine geärgert,

„meinst denn der Claus habe ein Auge auf Dich? Mir hat er vom Jahrmarkt eine Schürze mitgebracht, und mir thut er zu Gefallen, was er mir an den Augen absieht.“

„Eine Schürze . . . vom Jahrmarkt . . .“ sagte Lene verächtlich, indem sie mit der Hand in die Tasche fuhr! „pfui über den losen Kram! da lob' ich mir das Halsband mit der rothen seidenen Schnur, das er mir letzten Sonntag gekauft und umgelegt hat.“ Dabei beförderte sie eine Schnur voll bunter Glasperlen an's Tageslicht und machte sie an dem Sonnenstrahl schimmern, der eben durch's Fenster kam und die Küche beleuchtete.

„Du unverschämtes Ding,“ grollte Trine, „es wäre Dir besser . . .“ Hier öffnete sich plötzlich die Küchentür, und herein stolzierte der Kutscher Claus, dessen Bekanntschaft wir bereits beim Wirthshaus zur „weißen Rose“ gemacht haben, und der niemand anders war als Alfred, der bössartige Junge, unter welchem der arme Christel so viel zu leiden hatte. Aber wie sehr hatten die letzten Jahre sein Aeußeres geändert; aus dem bleichen, schwarzäugigen Knaben war ein schöner hochgewachsener Jüngling geworden, dessen stattliche Haltung beim ersten Blicke auffiel, und der mit seiner kocken Miene so aussah, als wäre das Herrschen sein Geschäft und nicht das Dienen.

„Heda, Jungfer Trine!“ redete er die Köchin an, indem er die Küchentür lärmend hinter sich zuwarf, „habt Ihr auch an mich gedacht? Ei ja, da steht schon mein Leibgericht, Kartoffelsalat und kalter Braten; wie appetitlich sieht das aus; das ist schön, daß Ihr mich nicht vergeßt, wenn Ihr bei Euerm Kaffee sitzt. Ist da der Andres, der alte Geizhals, wie der mich schoel ansieht, wenn ich in die Küche gehe, gleich als mißgönnte er mir das bißchen Freundschaft, das ich hier genieße; man hat ja ohnedieß wenig genug Vergnügen in diesem vor-

nehmen Nest, denn wenn der Griesgram, ich meine den Moosblatt, einmal aus seiner Höhle schlüpft und an die Sonne geht, so ist's das reine Wunder. Was die Beiden nur immer miteinander zu „heimeln“ haben; das ist ein Gethue und ein Geslüfter, wenn sie zusammen in jener Kammer hocken, die aussieht wie eine Bauernstube; aber wenn unser eins auch einmal sehen will wie, es dort drinnen aussieht, so klappt man einem die Thüre vor der Nase zu.

Aber ich hab' mir das Heiligthum des Sonderlings doch schon angeschaut, trotz der gestrengen Gut des brummigen Andres, und ich werde mir's auch ferner ansehen, so oft es mir gefällt; wie ich aber hinein komme verrathe ich nicht, nicht einmal der schönen Trine, die so guten Kuchen backt.“

Unter diesen Gesprächen hatte Alfred, oder Claus wie er im ganzen Hause genannt wurde, seinen Imbiß verzehrt und sich obendrein von der Trine einen feinen Kaffee einschenken lassen, der ihm mit einer tüchtigen Portion Zucker und ihrem süßesten Lächeln gewürzt, doppelt gut schmeckte.

Lene saß schmolend am Fenster; es verdroß sie, daß ihr die Trine vorgezogen wurde, und sie gedachte in ihrem Herzen, wie sie dem Claus nie wieder ein freundliches Wort geben wolle, und wie er fortan seine Strümpfe, die sie sonst so schön auszubessern verstand, durchlöchert tragen könne.

Aber Claus war fein und listig. Ihre üble Laune bemerkend, ging er auf sie zu, lobte ihre geschickte Hand und ihr zartes Gemüth und erzählte ihr dann, was er den Tag über auf seiner Spazierfahrt erlebt, wie ihn Herr Moosblatt wegen ein paar lumpiger Bettelungen auf öffentlicher Straße ausgezankt habe, und wie jetzt all' sein Aerger darüber verschwunden sei, seitdem er sie wieder gesehn.

Lenens Gesichtszüge erhellten sich zusehend, und als Claus

sich zum Weitergehen anschickte, war der Friede zwischen ihm und der Lene wieder hergestellt.

„Mit diesen Beiden hätt' ich's jezt im Reinen,“ sagte der schlaue Bursche zu sich selber, indem er sich daran machte, seine Arbeit zu verrichten, die außer dem Kutscherdienst darin bestand, Kleider zubürsten und Fußboden zu wischen; „die zwei werden mir durch's Feuer gehen, aber mit dem Alten ist es eine andere Sache, der hält Wache wie ein Bullenbeißer und hütet die Schätze seines Herrn wie ein grimmiger Drache. Aber er soll mir in meinen Gängen nicht hinderlich sein, nein, das soll er nicht; es darf nicht gesagt werden, daß sich der Alfred vor einem alten Brummbär fürchtet oder sich Gejeße von ihm machen läßt.“

Behntes Kapitel.

Der Gaisbub.

Herr Moosblatt war in den zulezt vergangenen Jahren weder gefelliger noch fröhlicher geworden; meist schweigam und trübsinnig brachte er seine Tage dahin und fühlte sich eigentlich nirgends wohl, als in seinem einfachen Arbeitszimmer, worin allein sein treuer Diener Andreas Zutritt hatte.

Auch heute saß er wieder an seinem Schreibtisch und versuchte seinen Gedanken Ausdruck zu geben, indem er die reizende Gebirgsgegend, die er vor kurzem erst durchzogen hatte, nochmals an seinem Geiste vorübergehen ließ und sie dann mit geschickter Hand aufzeichnete. „Ach, Andreas,“ sagte er zu dem eintretenden Diener, „Du weißt nicht, welche Erinnerungen diese armen Strohhüttchen im Gebirge drüben in mir wachrufen; ich kann sie nicht ansehen ohne tiefe Wehmuth, ihr An-

blick erweckt in mir eine Sehnsucht, die ich nicht beschreiben kann.“

„Immer wieder diese trüben Gedanken,“ erwiderte Andreas, indem er seinen gewöhnlichen Platz beim Fenster einnahm.

„Andreas, Du weißt nicht, was mir auf dem Herzen lastet, und was mein ganzes Leben verbittert und verdorben hat.“

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen,“ antwortete Andreas und schaute seinen Herrn bekümmert an, „sie liegt jetzt draußen bei den Todten, und zwischen Ihnen Beiden ist ja Alles vorbei.“

Herr Moosblatt stützte den Kopf in die Hand und blickte stillschweigend vor sich hin; endlich legte er seine Rechte auf des alten Dieners Schulter, schaute ihm fest in's treue Auge und sprach: „Ich will Dir eine Geschichte erzählen:

„Es war einmal ein Gaisbus, der war reicher als ein König. Laut singend oder jodelnd zog er jeden Morgen mit seiner kleinen Ziegenherde auf die Alm, die ohnweit seiner Wohnung lag, in der Tasche ein Stück Schwarzbrod und Käse, in der Hand die Schalmei und einen tüchtigen Knotenstock und im Herzen so viel Frohsinn und Glück, daß er zu beneiden war. Es war aber auch kein Wunder, denn daheim im Häuschen lebte sein Mütterlein, das war lieb und kostbar wie ein Edelstein, (und dabei das dreijährige Brüderchen, das dem lustigen Gaisbus an's Herz gewachsen war.

Lange schon hatte er die Mutter gebeten, den Kleinen mit auf die Weide zu lassen, wo es so schön war und so lustig zuging. Aber sie wollte dem lustigen Gaisbusen ihr junges Knäblein nicht anvertrauen; wohl kannte sie seine zärtliche Liebe zu dem Kinde, aber auch sein sorgloses unachtsames Wesen, und zog es vor, ihr Nesthäkchen selber zu hüten.

Da geschah es eines Tages, daß der Kleine allein zu Hause war. Der Vater war, wie sonst, auf der Arbeit, die Mutter mußte Geschäfte halber aus dem Hause, und Martin zog jodelnd mit seiner Heerde nach der Alm. Da kam ihm plötzlich ein sinniger Gedanke, dieweil er seine Untergebenen so vor sich hertrieb und dem Weideplatz zupilgerte. „Du!“ redete er seinen Hund Minka an und pfiß ihm bedeutsam zu, „zeig mal was Du kannst, komm hier und hüt' sie tapfer und wenn sie seitwärts wollen . . . Du verstehst mich?“ Und gleich, als wollte er den unausgesprochenen Gedanken Ausdruck geben, knallte er mit der Peitsche so herzlich nach links und nach rechts, daß sämtliche Ziegen einen gewaltigen Luftsprung machten und sich alsobald wieder erschreckt zusammendrängten, so, als sähen sie den Wolf kommen. Aber Minka hatte den Martin verstanden.

Jetzt lief der Gaisbus mit gewaltigen Sprüngen hinab zum Häuschen und bald darauf war er wieder oben, sein Brüderchen, vor Freude strahlend bei der Hand haltend. Auf der Alm ging die Lust erst recht an; Gaisbus und Kind, Minka und Ziegenschaar, es hüpfen alle um die Wette, denn es waren alle gleich glücklich über die herrliche Freiheit, die dort droben zu haben war.

Und als erst der Martin sein Zwischsäcklein zur Hand nahm, dessen Inhalt auf den frischen Grasteppich schüttelte und mit dem Brüderchen theilte, wie erglänzten da seine Augen vor Lust; glücklich blickte er hin zu dem Kleinen, der behaglich zu seinen Füßen im Schatten lag und sich von Minka belecken und den Bissen aus dem Munde nehmen ließ. Wer wohl auf Erden ein glücklicheres Menschenkind als jener Gaisbus war.

Aber ach! es sollte vor Nacht schon anders werden.

Als der Imbiß verzehrt war, tummelte sich Martin mit

dem Brüderchen im Graze herum, lehrte ihn Purzelbäume machen und ein Rad schlagen, und war so ausgelassen und lustig, daß die jungen Gaislein auch toll und lustig wurden und gar nicht mehr auf Minka hören wollten, der bellend und scheltend um sie herum lief, bis endlich eines der flinken Thierlein einen Felsen erkletterte, von wo es wie herausfordernd auf Martin herunter sah, gleich als wollte es sagen: „Mich kriegst Du nicht!“

„Dich krieg ich!“ sagte der Gaisbub, schnell ausspringend, und hupp ging's zum Felsen hinauf über Geröll und Gestein. Das Brüderlein kletterte ihm nach, aber ach! es war solch' steile Pfade nicht gewohnt, glitt aus, stürzte zu Boden und fiel mit dem Kopf auf einen großen Stein.

„Martin, Martin! was wird die Mutter sagen, daß Du ihr Kind in den Wald gelockt und so schlecht gehütet hast!“

Dies war des armen Gaisbubs erster Gedanke, als er den Kleinen wie leblos an der Erde liegen sah. Er nahm ihn in die Arme, drückte ihn fest an sich und stürzte mit ihm seiner Wohnung zu, alles um sich her vergessend, auch die Ziegen, deren Hut ihm befohlen war.

Die Mutter war noch auswärts, als er den ohnmächtigen Knaben in sein Bettchen legte, und er sah auch niemand, der ihm hätte beistehn können in seiner großen Noth. Er ist todt, todt! und durch meine Schuld; was wird die Mutter sagen? — Er hatte nur diesen einen Gedanken, aber dieser Gedanke verfolgte ihn wie ein Gespenst.

Er hielt es nicht mehr aus in dem öden stillen Haus, er mußte hinaus, wohin? — er wußte es nicht; aber hinaus mußte er, der Mutter und sich selber entfliehn und seinem unfäglichen Jammer.

Armer Gaisbub! sich selber entfliehen, das konnte er nicht

und seinen Jammer trug er mit sich Schritt für Schritt; je weiter er kam, desto banger wurde ihm und desto schwerer wurde sein Herz. Dann kam die Nacht; schwarz und finster zog sie über die Erde; kein Stern am Himmel, kein Licht weit und breit. Lange tappte er im Finstern umher, er wußte nicht, wo er war. Im Walde schrieken die Eulen, und Hundegebell kam aus der Ferne, vielleicht aus dem Dorfe, wo er daheim war, wo die Mutter jetzt saß und jammerte um das todte Brüderlein. Ein Schauer lief durch alle seine Glieder.

Nur langsam kam er vorwärts. Jetzt quälte ihn der Hunger; begierig untersuchte er seine Taschen, aber er fand nichts darin, als ein Stücklein trockenes Brod, das er den Tag zuvor eingesteckt hatte; das Zwilchjäcklein sammt seinem Inhalt war auf der Alm geblieben. Ein reicher Strom von Thränen floß über des armen Knaben Wangen beim Gedanken an die Alm und an die glücklichen Stunden, die er dort oben verlebt, das letzte Mal mit dem geliebten Brüderlein. Und jetzt war er todt, der Kleine, an dem sein ganzes Herz gehangen.

Mit unsichern Schritten tappte er im Finstern daher, allein, fremd, ohne zu wissen wohin. Jetzt stieß er mit der Hand an einen harten Gegenstand, erschreckt fuhr er zusammen; es war ein alter verlassener Schuppen, vor dem er stand, und der mit seinen durchlöchernten Mauern wie ein Gespenst in die Nacht hineinstarrte. Er schlüpfte hinein, an allen Gliedern zitternd; er fürchtete sich. Aber er konnte ihm Schutz geben für die Nacht, und er war so müde, so sehr müde.

Leise, als fürchtete er entdeckt zu werden, ließ er sich in einer Ecke nieder und legte den Kopf in beide Hände. Er dachte zurück an bessere Zeiten. — Wie war ihm doch daheim so wohl gewesen bei Vater und Mutter, im warmen Bette unter dem kleinen, schützenden Dach. Und jetzt!

Was war das für ein Ton? erschreckt blickte er auf, als könnten seine Augen die tiefe Finsterniß durchdringen. War es nicht das Jammern eines Kindes, das sich gleich ihm verirrt hatte in der graufigen, finstern Nacht? Nein, es war nur ein verspäteter Vater, der seiner Wohnung zupilgerte, und vom nahen Walde herüber sang das Ränzchen sein schauriges Nachtlied.

Und jetzt war wieder Alles still. Endlich kam der Schlaf und deckte für eine Weile den Jammer des Martin mit seinen Armen zu. Als er erwachte, war es schon heller Tag, die Sonne blickte durch die tiefen Mauerritzen gerade in die Ecke, wo er saß. Er rieb sich die Augen, betastete seine Glieder, um zu sehn, ob er träume oder wache, und mit einem Male kam der ganze Jammer des vergangenen Tages wieder über ihn. Es war ihm unerträglich in dieser Einsamkeit; eilig machte er sich auf und wanderte dem nächsten Dorfe zu, das in geringer Entfernung von dem Schuppen lag. Eine freundliche Bäuerin gab ihm eine Portion Suppe und ein Stück Brod, damit zog er weiter bis gegen Abend, wo er abermals von mitleidigen Händen eine Schüssel Milch und Kartoffeln erhielt. Und immer weiter ging er, immer vorwärts, ohne Zweck und Ziel, nur den einzigen Gedanken festhaltend: „Mein Brüderchen ist todt, und wird mir der Vater jemals verzeihen können, daß ich schuld an seinem Tode bin.“

Bald kam die zweite Nacht; schwarz und unheimlich schlich sie um ihn her; wo sollte er sie zubringen, der arme obdachlose Knabe? Es wurde ihm je länger, je bänger auf der einsamen Straße; er zitterte an allen Gliedern. Jetzt sah er Licht in der Ferne, erst unscheinbar und klein, wie ein Feuerfunke, dann größer und heller, je näher es kam; nun hörte er Pferdegetrappel und Wagengerassel und: „Nehmt mich mit,“

schrie der Knabe verzweiflungsvoll, indem er dem Wagen entgegen lief.

„Wer bist Du?“ frug eine freundliche Stimme zum Wagen heraus. Martin brach in Thränen aus, und als der Fremde gütig nach seinem Kummer fragte, erzählte er freimüthig, was ihm begegnet war.“ Du mußt zu Deinen Eltern zurückkehren,“ sagte der Fremde, „und ihnen sagen, was geschehen ist.“

„Niemals,“ entgegnete der Knabe schluchzend, „mein Vater ist ein gutmüthiger, aber sehr heftiger Mann und wird mir nie verzeihen können, daß ich aus Ungehorsam sein Kind getödtet und seine Ziegen verirrt habe.“

„Was soll ich thun, mein armer Junge?“ fragte der Inhaber des Wagens, „ich kann Dich unmöglich allein hier auf der Straße lassen in dieser stockfinstern Nacht, wo Du weder Weg noch Steg zu kennen scheinst.“

„Nehmt mich mit, gütiger Herr!“ bat der unglückliche Martin, „ich will Euch dienen wie ein Knecht, wenn Ihr mich brauchen könnt.“

„Steig' auf,“ sagte Martins neuer Bekannter, „ich will Dich bei mir behalten, bis ich Deine Eltern gefunden und ihre Verzeihung für Dich erlangt habe.“

Martin kletterte mühsam in den Wagen und fiel halbtodt vor Müdigkeit und Elend neben dem Fremden nieder. Nach wenig Stunden langten die beiden Reisenden in einen Gasthose an, wo sie die Nacht zubrachten und Tags darauf ging es weiter fort in eine Gegend, die Martin nicht einmal dem Namen nach kannte. Die Stadt, wo der Fremde wohnte, war für Martin wie eine neue Welt; fremde Straßen, fremde Häuser, fremde Gesichter, fremde Sitten und Gebräuche, selbst die Sprache klang ihm fremd und heimathlos.

Armer Gaisbubl wie gerne wäre er zurückgekehrt

in sein bescheidenes Heim, wo er einst so glücklich war. Allein es war zu spät. Der gütige Herr, der ihn aufgenommen, hatte alles aufgeboten, seine Eltern aufzufinden, aber da der Martin weder schreiben noch lesen konnte, auch den Namen des Ortes nicht zu nennen wußte, wo er daheim war — das Häuschen seiner Eltern stand weit entfernt von allen andern an einem Bergabhong — und seinen Vater nie anders nennen hörte als den Bergmartin, so war es seinem Beschützer unmöglich gewesen, etwas über des Knaben Eltern zu erfahren. Später freilich, als Martin verständiger geworden, hätte er Bescheid gewußt über vieles, was man hierüber zu wissen wünschte, aber es war zu spät.

Der gütige Fremde behielt ihn bei sich, schickte ihn zur Schule, ließ ihn in allem unterrichten, was ihm nützlich war, lehrte ihn später sein Handwerk — er war Goldschmied — und da er keine Kinder hatte und mit Martin zufrieden war, nahm er ihn auf an Kindesstatt und setzte ihn zu seinem Erben ein. Nun war Martin im Besitze eines bedeutenden Vermögens, ja er wurde mit der Zeit ein sehr angesehenener und sehr reicher Mann; sein Vermögen vermehrte sich von Jahr zu Jahr, und sein Haus gehörte zu den schönsten in der Gegend. Aber glücklich war er dabei nicht; er sah immer und immer wieder sein leichenblaßes Brüderlein am Fuße des Felsens liegen, und die heimkehrende Mutter, zum Tode erschrocken, die Hände ringen beim Anblick ihres schmerzentsetzten Kindes.“

Hier hielt Herr Moosblatt in seiner Erzählung inne und blickte träumend vor sich nieder. Andreas sprach nichts, er war an dieses Träumen seines Herrn gewöhnt, und als dieser nach einer Weile aufstand, um an das Fenster zu gehn, ging er leise aus dem Zimmer.

Elftes Kapitel.

Ein ungebetener Gast.

Auf dem alten Birnbaum vor dem Häuschen an der Berghalde saßen ein paar Spagen und zwitscherten lustig in die Welt. Sie hatten sich viel zu erzählen von der herben Noth, die ihnen der lange Winter gebracht und freuten sich nun laut lärmend, nach Spagenart, über den köstlichen Sonnenstrahl, der zwischen den frischbelaubten Baumästen hindurch auf ihre glänzenden Flügel fiel. Auch Christels Lieblinge, die schwarz und weißgefiederten Tauben, sonnten sich girrend auf dem kleinen Hausdach, und Mäusle lag weit ausgestreckt unter der steinernen Bank und schlief. Christel aber schlich traurig umher, unbekümmert um das was um ihn vorging, denn vor wenigen Wochen erst hatten ein paar Männer des Dorfes, zu welchem das Berghäuschen gehörte, den Großvater in's Grab gebettet, und er mußte jetzt allein das Weh und Leid tragen, das er sonst so gerne in des treuen Gefährten frommes Herz ausgeschüttet hatte.

Christel hatte nicht viel erlebt, seitdem wir ihn zum letzten Male gesehen, wo er seinen geliebten Großvater ohnmächtig am Boden liegend fand. Er hatte keine Entdeckungsreisen gemacht, hatte auch nicht die Weltwunder angestaunt, nach denen so viele rennen und jagen, um ihr Herz zu befriedigen. Nein, er war hier geblieben im armen kleinen Heim und war Schuster geworden, um bei dem blinden Großvater bleiben und ihn lieben und pflegen zu können. Aber er hatte doch viel gelernt und war groß und stark geworden; nicht an Körper und Geist, denn er war noch immer das kleine verkrüppelte Wesen wie früher, und die Gelehrten dieser Zeit hätten an seinem Wissen

auch keine sonderliche Freude gehabt; aber er wußte einen Spruch der heißt: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, und er hatte den kennen gelernt, der da gesagt hat: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken; an den hielt er sich, der machte ihn groß, ja groß und stark, und er stützte sich auf ihn.

Gute, liebevolle Menschen wollten ihn zu sich nehmen als der Großvater gestorben war; auch August, welcher sich stets als sein treuer Freund erwiesen hatte, seitdem er ihn näher hatte kennen lernen, that Alles, um ihn zu überreden, mit ihm zu seinen Eltern zu ziehen; aber Christel wollte sein Häuschen nicht verlassen, dort hatte er als Kind gespielt, dort hatte der Großvater gelebt, dort war es schön und lieblich wie sonst nirgends auf der Welt, denn dort war er daheim.

Daheim! wie dieß Wort ihn anmuthete und erhob und zugleich auch zur Wehmuth stimmte; es war ja eines der letzten die der Großvater zu ihm gesprochen. „Bald ist's vorüber,“ hatte er gesagt, „noch eine kleine Weile, dann wird mein Heiland meine blinden Augen aufthun, damit ich ihn ewiglich schauen könne; bald bin ich daheim.“

Seitdem der Großvater fort war, schien es Christel als wäre die ganze Erde verwandelt und ausgestorben; ja selbst die Sonne dächte ihm bleich und trüb, so ohne eigentlichen Glanz; aber die Sterne am nächtlichen Himmel kamen ihm vor wie lauter glänzende Augen, die zu ihm hernieder blickten, so, als wollten sie sagen: „Wir kennen Dich, Du bist der arme verkrüppelte Christel, den die lieblosen Menschen verachten und verspotten, aber hier Oben steht schon Deine Wohnung bereit, die Gott Dir geben will.“

Ein Stern gefiel ihm vor allen andern; er stand gerade über dem Giebel des Häuschens und blinkte bedeutsam zu ihm

herunter. „Sind das die Augen des Großvaters die jetzt so hell und freundlich auf ihn sehen?“ — Er wußte es nicht zu agem, er war so unwissend in allen Dingen, er hatte ja nie andern Unterricht bekommen als den in seiner Dorfschule und nur zur Sommerzeit, weil er im Winter meist kränklich war. Es machte ihn auch nicht unglücklich, so wenig zu wissen, er wußte ja genug, weil er die Gewißheit hatte, daß Gott sein Vater sei und ihn einst aufnehmen werde in den Himmel. Aber das hätte er doch gerne gewußt, ob jener helle Stern Großvaters Augen waren, die zu ihm hernieder schauten und über ihn wachten.

Und dann dachte er an Alfred und an das, was er ihm wenige Tage vor der Confirmation gesagt hatte, als sie miteinander aus der Schule gingen. „Du unwissender Krüppel,“ hatte er gesagt, „Du bist zu nichts nütze, als daß man Dich zu den Gänsen auf die Wiese setze; wenn ich das Schuljoch vollends abgeschüttelt habe, gehe ich in die Fremde und komme nicht anders denn als reicher Mann wieder nach Haus, Du wirst einmal von mir hören.“

Und er hatte in der That seitdem von ihm gehört, daß er bei einem sehr reichen und vornehmen Herrn in Dienst stehe und eine nicht unbedeutende Summe Geld, auch eine kostbare, goldene Tabaksdose seinen Eltern zum Aufbewahren nach Hause geschickt habe.

Es war gegen ein Uhr morgens; Christel lag schon lange in tiefem Schlaf, als er durch ein heftiges Pochen am Fensterladen aufgeschreckt wurde. „Thu mir auf!“ rief draußen eine tiefe Baßstimme, „spute Dich und hilf mir,“ und nochmals schlugen zwei derbe Fäuste gegen den Laden, so daß die Fensterscheiben klirrten.

Christel stand auf so schnell es sich thun ließ und ohne

lange zu fragen wer draußen sei, weil er in dem Hülfesuchen den einen Unglücklichen vermuthete, schob er den Riegel zurück. Da sah er vor sich im Mondenschein einen großen bärtigen Mann, der über und über mit Staub bedeckt war.

„Verbirg mich in Deiner Kammer,“ sagte der Fremde hastig, indem er den Christel zurückschob, um schneller vorwärts zu kommen, „sie sind mir auf den Fersen, Alle, — auch das Mädchel hat mich verrathen, das elende Ding und hab' ihr doch so hübsche Sachen geschenkt. — Aber der Alte ist schuld daran, der Tölpel, sie hätten's sonst nie gewußt, auch der einfältige Träumer nicht, der nur Augen hat für Wald und Flur.“

Christel stand wie versteinert da; er wußte nicht was das Alles zu bedeuten hatte, und was der Fremde mit den hastigen, unzusammenhängenden Worten sagen wollte, die er zu ihm sprach. Die Stimme klang ihm fremd und doch bekannt, und auch die Augen, die im Mondlicht unheimlich zu ihm herüber glänzten, glaubte er nicht zum ersten Mal zu sehn. Unwillkürlich mußte er an seine Kindheit denken und an die mancherlei Trübsal, die er in jenen Zeit durchlebt. Plötzlich fing er an zu zittern an allen Gliedern; ein banges, drückendes Gefühl bemächtigte sich seiner, und indem er den Spruch vor sich hersagte: Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn, meine Zuversicht, meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe; indem er diesen Spruch vor sich hersagte, lief er zur Küche und zündete ein Licht an. Der Fremde aber hastete im Zimmer umher, bald jammernd, bald fluchend, und sank endlich erschöpft auf der Dfenbank nieder.

Zwölftes Kapitel.

Die Entdeckung.

„Das Verschwinden dieser Uhr ist mir ein Räthsel,“ sagte Herr Moosblatt zu seinem Kammerdiener Andres, indem er mit ihm die geheimsten Fächer seines Schreibtisches durchsuchte, „und wo die kostbare Dose hingekommen ist, wird mir auch unerklärlich bleiben. Hast Du vielleicht vergessen, den Schlüssel meines Zimmers abzuziehn, als ich vorgestern, also am Tage des Diebstahls, mit Claus in's Gebirge fuhr?“

„Hm,“ sagte Andres achselzuckend, „es ist freilich sonderbar, daß gerade an dem Tage, wo der Dieb ausgeflogen war, der Diebstahl begangen wurde; wie listig hat er die Sache eingerichtet.“

„Andres,“ fiel Herr Moosblatt seinem Vertrauten betroffen in die Rede, „Du wirst doch nicht denken, daß Claus . . .“

„Ich bin dessen ohngefähr gewiß,“ erwiderte der Diener, „wann und auf welche Weise aber der Schurke in Ihr Arbeitszimmer gekommen ist, weiß ich nicht; nachdem ich die Thüre zugeschlossen hatte, trug ich den Schlüssel beständig bei mir und schloß auch erst wieder auf, als Sie zu Hause waren.“

„Andres, wie magst Du so schlimmes denken von dem armen Jungen; er ist so fein, gewandt und manierlich?“

„Gerade diese Eigenschaften bürgen mir für seine Schuld; fein, gewandt, manierlich und listig dazu. Dieser Mensch hat mir gleich zu Anfang mißfallen.“

„Andres,“ sagte Herr Moosblatt wieder, „ich mag nicht so schlecht von ihm denken.“

„Ich glaube nicht, daß ich ihm Unrecht thue,“ erwiderte

Andres zuversichtlich, „wer lügt, der stiehlt, und daß er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nimmt, davon habe ich mich schon selber überzeugt. Erst gestern ertappte ich ihn, wie er hier vor der Thür stand, um zu lauschen, und als ich ihn darüber zur Rede stellte, verwickelte er sich in ein solches Netz von Lügen, daß er sich nicht mehr herauszuhelfen wußte.“

„Es thäte mir leid um den Claus,“ entgegnete Herr Moosblatt, „ich möchte ihn wohl leiden und hoffe noch immer, daß Du ihm Unrecht thust. Doch wir müssen der Sache auf die Spur zu kommen suchen, unbedingt, denn einen Dieb will ich in meinem Hause nicht beherbergen. Aber komm, alter, treuer Bursche,“ fuhr er zu Andres gewendet fort und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, „Du sollst das Ende meiner Geschichte hören; setz’ Dich hier neben mich und höre mir aufmerksam zu. Glücklicherweise war der Gaisbus nicht, trotz seines großen Reichthums, so erzählte ich Dir lezthün, denn das Andenken an sein todtz Brüderlein ließ ihn zu keiner Ruhe kommen, es verfolgte ihn überall, wohin er ging.“

An Freunden fehlte es ihm nicht, wenn man nämlich die Freunde nennen kann, die hauptsächlich darauf bedacht sind, aus des Reichen wohlgefülltem Beutel zu schöpfen, oder von einer Stellung in der Welt ihren Vortheil zu ziehen. Schaarenweise fanden sie sich bei ihm ein, luden ihn zu ihren Festen, um wieder geladen zu werden, benützten seinen Namen, um den ihrigen geltend zu machen, kurz, erwiesen ihm alle Ehre, die man den Vornehmen glaubt schuldig zu sein. Die Thörichten! sie ahnten nicht, wie gleichgültig ihm dies Alles war; sie wußten ja nichts von seiner Vergangenheit, auch nicht welch’ trüben Schatten sie in seinem Innern gelassen hatte, obgleich schon so manches Jahr darüber hingezogen war.“

Hier machte Herr Moosblatt eine Pause, während welcher

er wehmüthig zum Fenster sah, von welchem aus er in weiter Ferne eine lange Bergkette erblicken konnte, die wie mit einem bläulichen Schleier umgeben schien. „Andres, hast Du schon von dem Alphorn gehört?“ hub er nach einer Weile wieder an, und von der unaussprechlichen Sehnsucht, die sein Klang dem Alpenhirten in's Herz bringt, wenn ihn ein böser Tag aus der Heimath vertrieben hat? Solch ein vertriebener Alphirt war der Gaisbub, dem weder der Reichthum, noch die Lustbarkeit der Städte jene wundervollen Berge ersetzen konnten, wo er geboren war. Tausendfache Sehnsucht trieb ihn heim unter sein armes, heimathliches Dach, aber auch tausendfache Furcht hielt ihn zurück an dem fremden Ort, wo sich sein heimwehkrankes Herz in Gram verzehrte. Ach, ihm bangte vor Vater und Mutter, an denen er doch mit ganzer Seele hing; ihm bangte vor dem Wiedersehn.

Seine einzige Freude war, an stillen Abenden, wenn andere auswärtig gingen und ihr Vergnügen hatten, in seinem Zimmer an's Fenster zu sitzen, in die Ferne zu schauen und zu träumen. Dann versuchte er das Thal zu zeichnen, worüber seiner Eltern Häuschen stand, oder er nahm die Bither zur Hand und spielte Heimathslieder.

Eines Abends, als er wieder an seinem Lieblingsplätzchen saß und seine Lieder spielte, sah er seinem Fenster gegenüber ein schönes Mädchen stehn, das zu ihm aufblickte und aufmerksam zuhörte. Es war nicht allein; eine ältere Dame stand neben ihm, und als sie weiter gingen, winkten sie dem Martin freundlich zu und grüßten mit der Hand. Tags darauf kamen sie wieder, Martin ärgerte sich über diese Zudringlichkeit, und daß sie seine Einsamkeit zu stören wagten; aber bald gefiel ihm die Jungfrau wohl, er machte die Bekanntschaft ihrer Eltern, und kurze Zeit darauf wurde sie seine Gattin.

Ach, daß er sie nie gesehen hätte! — Ihr Gesicht war das eines Engels, aber ihr Herz war kalt und leer, voller Eigennutz und Bosheit, und anstatt dem unglücklichen, verlassenem Manne sein einsames Haus zur freundlichen Heimath umzuschaffen, machte sie ihm dasselbe zur wahren Hölle. Sie hatte es auf seinen Reichthum abgesehen und nicht auf seine Person.

Wenn Martin früher still und traurig gewesen, so wurde er jetzt finster und verschlossen; nirgends war ihm wohl, nirgends fühlte er sich zu Haus; sogar die stillen Stunden am einsamen Fensterlein waren ihm getrübt worden durch das zänkische Wesen seines Weibes, und mehr als je sehnte er sich hinüber zu jenen Bergen, wo er seinen lieblichsten Traum geträumt hatte.

Jetzt liegt sie draußen im Kirchhof, die schöne, stolze Frau, die dem Martin das Leben so trübe gemacht hat. Aber er hat vergeben und vergessen, und jetzt ist Alles vorbei.

Ein Trost ist ihm geworden in seinem kummervollen Leben; er gewann einen Freund, einen wahren und treuen, wie sie nur selten zu haben sind, der blieb auch da treu, wo es galt, seinen eigenen Vortheil hinten zu setzen, wo er sich auf Unkosten seines Freundes hätte bereichern können. Gott segne ihn, er ist besser denn Gold und Edelstein. — „Was ist Dir Andreas? warum fährst Du mit der Hand über die Augen? hat Dir Dein treues Herz gepocht, und hast Du errathen, wer jener Gaishub ist? — Ja, er sitzt hier vor Dir im kostbaren Gewand, geschmückt mit Gold und Seide, umgeben von Pracht und Herrlichkeit, aber mit einem Herzen voll Elend und Jammer. Ja, Andreas, ich bin jener Gaishub, jener unglückliche Martin und länger halt ich's nicht mehr aus; ich will hingehn in mein stilles Thal, heim, heim, in das arme Häuschen an der Ber-

halde, wo ich geboren bin und will wieder gut machen, was ich an den Meinen gesündigt habe. Aber was ist das Andres? hörst Du den Lärm dort auf der Straße? Jetzt poltern sie in's Haus und die Treppe herauf.“

„Andres!“ rief gleich darauf eine Stimme vor der Thür, „kommt schnell, die Gendarmen sind im Haus, sie suchen den Claus.“

Es war Trine, die fast athemlos mit aufgestülpten Ärmeln und mehlbestäubten Händen aus der Küche heraufgerannt war, um den Andres zu holen.

„Was ist geschehn?“ sagte Herr Moosblatt bleich vor Schrecken.

„Ihr Kutscher, der Schurke, hat bei einem reichen Goldschmied in der Stadt zwei werthvolle Uhren entwendet, und wir sind gekommen, ihn festzunehmen.“ Also sprechend trat ein Polizeiaгент, der Trine auf dem Fuße gefolgt war, vor Herrn Moosblatt hin und grüßte ihn ehrerbietig.

„Ist es möglich!“ rief Herr Moosblatt, „wer hätte das gedacht.“

„Sie sehen bereits, daß ich mich nicht geirrt habe“, sagte Andres seinen Herrn bedeutsam anblickend, und berichtete nun von dem Verschwinden der goldenen Dose und der Lieblingsuhr seines Herrn.

„Es scheint, dieser Mensch hat es auf die Uhren abgesehen,“ erwiderte der Polizeiaгент lachend. Aber nun, geehrter Herr, müssen Sie mir erlauben, Ihr Haus zu durchsuchen, und zwar vom Speicher bis zum Keller; meine Posten hab ich bereits an den Ausgangsthüren aufgestellt, damit uns der Vogel nicht entwische.

Aber der Vogel war bereits ausgeflogen, er hatte sich wahrscheinlich nach dem Diebstahl beim Goldschmied nicht

sicher gewußt und war bei Nacht und Nebel davongegangen. Unter seinen Habseligkeiten aber fand man einen Nachschlüssel, mittelst dessen es ihm ein leichtes gewesen war, in seines Herrn Zimmer einzudringen und mitzunehmen was ihm wohlgefiel.

Dreizehntes Kapitel.

Die Vergeltung.

Als Christel in jener Nacht so unliebsam aus dem Schlafe gestört wurde und sich mit seinem unheimlichen Gaste allein in dem abgelegenen Berghäuschen befand, fiel es wie Blei auf alle seine Glieder; seine Zähne klapperten, seine Hände zitterten heftig, als er das Licht anzünden wollte und er mußte all seinen Muth zusammen nehmen, um vor den Fremden zu treten. Als er ihm aber beim hellen Schein der Lampe in's Angesicht sah und seine Züge erkannte, wurde es ihm schwindlich vor den Augen und mit dem Ausruf: „Alfred!“ fiel er zum Tode erschrocken auf einen nahestehenden Stuhl nieder.

„Ja, da bin ich,“ antwortete Alfred, denn er war es wirklich, „und befehle Dir keinen unnützen Lärm zu machen; ich bin auf dem Wege zu meinen Eltern, habe mich von der Straße verirrt und will nun die Nacht hierbleiben, um sie nicht so spät noch zu stören. Geberde dich nicht so närrisch, du täppischer Bursche,“ fuhr er fort, als er sah, daß der unglückliche Christel noch immer regungslos darsaß und ihn unverwandt anschaute, „Du bist auch nicht um ein haarbreit vernünftiger geworden, seitdem wir uns zum letzten Mal gesehen haben, und ist doch seitdem mehr wie ein Frühling über dein elendes Hausdach dahingezogen. Nun, träumst oder wachst du? Steh

auf, reg Deine krummen Beine und gib mir was zu essen oder

Christel hatte in seiner Kindheit ein Märchen erzählen hören, wo ein bössartiger Wolf zum Fuchs in die Höhle kommt mit dem schreckenerregenden Ausruf: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen oder ich freß dich!“ Er dachte zwar nicht von ferne daran, sich mit der List jenes Fuchses aus der Klemme zu ziehen, der ehrliche schüchterne Junge, aber der Gedanke an die Bosheit des Wolfes, der nun in Gestalt des Alfreds so dicht vor ihm stand, brachte schnell wieder Leben in seine furchtgelähmten Glieder; mit einem Satz war er auf den Füßen und in der kleinen Küche, wo im Eckschränkchen ein Töpflein mit Butter sich vorfand und ein paar Eier, die er sich vorgespart hatte. Eilig zündete er das Feuer an, fing an zu siedeln und zu hacken und wollte eben seinem unbetenen Gaste die dampfenden Speisen vorlegen, als sich plötzlich die Thür aufthat und ein paar bewaffnete Gendarmen in's Zimmer traten, wo der Fremde sich am Tisch niedergelassen hatte.

„Heda, Meister Claus!“ riefen die Männer, indem sie eilig auf ihn zugingen, „haben wir Dich endlich, Du nichtswürdiger Schuft, gelt, wir sind feiner als Du, das Licht da auf der Höhe hat uns auf Deine Spur gebracht; komm nur, hier hilft kein Toben und Schlagen; halt Dich ruhig, Bursche, oder Du sollst es büßen.“

Als Claus, oder Alfred, wie ja sein eigentlicher Name war, einsah, daß hier das Poltern und Umsichschlagen nichts half, ergab er sich in sein Schicksal, jedoch nicht ohne zuvor noch ein paar gotteslästerliche Verwünschungen ausgestoßen zu haben über des armen Christels unschuldiges Haupt, dessen bescheidenes Herdfeuer die Blicke der Verfolger auf sich gezogen,

und der nun diesem unerwarteten Auftritt zusah, zitternd wie ein Espevlaub.

„So,“ sagten die Polizeidiener, indem sie dem Gefangenen die Hände zusammen banden, „Du sollst uns nicht entweichen. Heda, Ihr draußen, kommt herein, der Vogel ist gefangen.“

„Behorsamer Diener, Herr Claus!“ riefen zwei kräftig gebaute Burschen, indem sie in's Zimmer traten, „die Welt hat sich in dieser Nacht umgedreht; sonst waren wir die Sklaven und Du der Tyrann, jetzt bist Du gebunden und wir sind frei.“ Es waren zwei Stalljungen, die in Herrn Moosblatt's Dienst standen, und unter dem Kommando des übermüthigen Rutschers viel gelitten hatten. „Wen trifft jetzt die Peitsche Guer viel Bestrengen? und was wird die Lene sagen, und gar erst die Trine?“ — Diese und ähnliche Spottreden warfen sie ihm in's Angesicht und konnten ihre Schadenfreude nicht verbergen.

Aber Christel stand dabei und weinte. Er hatte viel von Alfred zu leiden gehabt, und manche Stunde seines ohnehin so freudelosen Kinderlebens wurde getrübt durch seine Schuld; und jetzt, da er unglücklich war, hatte der gutherzige Knabe Mitleid mit ihm und hätte sich manches gefallen lassen, um sein Loos zu erleichtern; er konnte jedoch nichts für ihn thun und blickte ihm traurig nach, als sie ihn in's Gefängniß führten.

Wenige Wochen nach dieser Begebenheit schritt über den Fußpfad, der zu Christels Wohnung führte, ein schöner stattlicher Mann; sein Anzug war reich, doch einfach, sein Gang stolz und edel; aber in seinem Angesichte waren Furchen, die das Alter nicht gegraben hatte, denn Haar und Bart waren üppig und voll, und nur hier und da schimmerte ein dünnes Silberfädchen durch die glänzend braunen Locken. Er trug den Hut in der Rechten, in der Linken hielt er einen Stock mit

goldenem Knopf, worauf er sich zu stützen schien. Nur mühsam schritt er vorwärts, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

Die Gegend um ihn her war wundervoll. Unter ihm lag ein stilles liebliches Thal mit grünenden Feldern und Bäumen und unzähligen Häusern, die weithin zerstreut lagen und wie Pilze aus der Erde zu wachsen schienen. Ueber ihm hoben sich mächtige Berge mit schlanken hochgewachsenen Tannen, und hohe wettergraue Felsen schauten in's Thal hinab gleich ungeheuren Riesen. Und dort, am Eingang des Fichtenwaldes, zwischen Berg und Thal, stand das Häuschen, wo Christel seine Heimath hatte. Wie klein, wie dürftig sah es aus inmitten dieser herrlichen Natur, und doch, wie lieblich war es und wie traut; hell und golden glänzte die Sonne an seine niedrigen Fensterlein, und rings umher war alles voll Blüthenduft und Vogelsang.

Der Fremde war nicht allein, aber er schien in tiefe Gedanken versunken, denn er sprach wenig oder gar nicht mit seinem Begleiter, der hinter ihm her schritt und einen feinen Tuchmantel auf dem Arme trug. Zu beiden Seiten des Pfades, auf dem sie gingen, blühten unzählige Blumen und Kräuter; bunte Schmetterlinge und Käferchen flogen darüber hin, und die stolzen Tannen am Berge droben ließen sich gemächlich vom Winde hin und her treiben und erfüllten die Luft mit ihrem stärkenden Dufte.

Aber die beiden Reisenden bemerkten dieß kaum; sie achteten nicht auf die Blumen am Wege, auch nicht auf die Vögel in den Zweigen, die laut singend und jubelnd sich des schönen Tages freuten.

Als sie eine Weile so stillschweigend neben einander gewandelt hatten, sagte der eine von den Beiden zu seinem Ge-

fährten: „Laß uns ein wenig ausruhn hier auf diesem Felsblock; die Zeit ist längst dahin, wo ich der Gemse gleich diesen Bergpfad auf- und niederließ. Siehst Du das Häuschen dort mit dem alten moosbedeckten Dach, und jenen Birnbaum mit dem breiten Schatten? es ist noch Alles, wie es sonst gewesen und ist doch Alles so ganz anders. Andres! ich hätte nicht so lange warten sollen, um in die Heimath zu gehen; ich hätte viel, o wie viel wieder gut machen können; jetzt, da ich weiß, daß sie im Grabe ruhn und meiner nicht mehr bedürfen, liegt mir's wie ein Alp auf dem Herzen. Aber jener arme verkrüppelte Knabe ist meines Bruders Kind; ihn will ich zu mir nehmen, ich will für ihn sorgen und ihm ein liebender Vater sein, ja Andres, das will ich.“ — Herr Moosblatt — er war es ja mit seinem treuen Andres — stützte hierauf den Kopf in beide Hände, und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, Andreas aber nahm seinen Herrn sanft beim Arm und führte ihn langsam dem Berghüttchen zu.

Vierzehntes Kapitel.

Dahcim.

In dem großen, altmodischen Himmelbett, das er vom Großvater geerbt hatte, lag Christel und schlief. Sein Athem war kurz und schwer, die Wangen waren vom Fieber geröthet, und die heißen abgemagerten Hände hasteten hin und her auf dem abgenützten Federbett, so, als suchten sie etwas, das sie nicht finden konnten. Christel war schwer krank. Die erschütternden Ereignisse der zuletzt vergangenen Wochen hatten seine ohnehin schwächliche Gesundheit zerrüttet, und die Zeit

war gekommen, wo er sein Pilgerkleid ablegen durfte, um auszuruhn. }

August, sein treuer Freund, saß neben dem Bette und wehrte die Fliegen, dieweil die Wärterin in's Thal gegangen war, um bei August's Mutter für den Kranken einige Erfrischungen zu holen. Plötzlich schlug Christel die müden Augen auf, sah zum Fensterlein, wo in zerbrochenen Kochtöpfchen ein paar Nelken und Goldlack blühten, und sagte mit matter Stimme: „Sie sind schön, meine Blumen, und ich liebe sie sehr, aber was ich soeben im Traume gesehen, ist noch tausendmal schöner. Der Großvater sah es auch, er stand neben mir, seine Augen waren weit geöffnet, und er lächelte mir zu.“

Er konnte nicht weiter sprechen; ein heftiger Husten schüttelte seinen armen Körper so sehr, daß er nach Athem ringen mußte. Nach einer Weile hub er wieder an: „August, bet' mir den Vers, den Großvater gebetet hat, bevor er in den Himmel ging.“ Und August sprach:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheid nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt Du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß' mich aus den Aengsten,
Kraft Deiner Angst und Pein.

Der Kranke hörte andächtig zu, dann sagte er: „Ich freue mich, Jesum zu sehn; er ist groß, prächtig, herrlich, und dabei so demüthig, geduldig und barmherzig, daß auch die Aermsten und Elendesten zu ihm kommen können. Das hat mir Großvater gesagt.“

Bei diesen Worten leuchteten des Knaben Augen mit einem himmlischen Glanz, gerade so, als wollte er sagen: „Auch ich

gehöre zu diesen Aermsten und Elendsten, die er annehmen will; auch ich darf kommen.“

„O wenn es doch Alle wüßten, wie sehr er die Sünder liebt,“ fuhr er nach abermaliger Unterbrechung fort, „auch der Alfred; es würde ihm gewiß leichter in dem einsamen Kerker, wo er jetzt gefangen sitzt. Sag’ dem Alfred, daß ich ihm vergeben habe, Alles, auch daß er in jener Nacht noch mich verspottet und gelästert hat.“ Beim Gedanken an jene Schreckensnacht überfiel den armen Christel ein heftiges Zittern, und er sank kraftlos in die Kissen.

Unterdeßsen wurde die Thüre leise geöffnet, und Herr Moosblatt trat behutsam in’s Zimmer. Tief bewegt schaute er sich um in dem ärmlichen Gemach. Es war noch Alles, wie er es in seiner Kindheit gesehn. Hinter dem Kachelofen stand der rauchgeschwärzte hölzerne Lehnstuhl; längs der einen Mauer hin lief die Bank aus Fichtenholz, an der andern stand die Schwarzwälderuhr und sang ihr einförmiges „tick tack, tick tack“, und daneben befand sich das ungeheure Himmelbett mit den blaugestreiften Kissen, wo Christel jetzt lag.

Er hatte den Fremden nicht bemerkt, bis er ganz nahe bei seinem Bette stand; jetzt fuhr er in jähem Schrecken empor, faßte August krampfhaft bei der Hand und: „Hilf mir!“ stieß er mühsam hervor, „gelt, August, Du verläßt mich nicht!“

„Fürchte Dich nicht, Christel,“ sagte Herr Moosblatt, „ich bin’s, der Martin, Deines Vaters Bruder; ich meine es gut mit Dir; ich will Dich zu mir nehmen, ich will Dich lieben wie mein eigen Kind und will Dein Vater sein.“ — Mehr konnte er nicht sagen, sein Herz ging über; er legte den Kopf in die Hand und weinte.

Christel wußte nicht wie ihm geschah; er sah den Fremden verwundert an; seine Stimme klang lieb und heimathlich wie Großvaters Stimme, das Gesicht war offen und freundlich wie jenes treue Angesicht, in das er so gerne geschaut; aber die Augen waren nicht erloschen wie Großvaters Augen, sie waren hell und gesund und glänzten wie Sterne. War er denn schon an jenem herrlichen Orte wo er auf ihn warten wollte? — Nein, da kam eben wieder dieser schreckliche Husten und plagte ihn, und der Großvater hat gesagt, weder Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein, wenn wir einmal im Himmel wohnen.

„Komm mit mir, Christel,“ hub der Fremde wieder an, „Du sollst die besten Aerzte haben, und ich will Dich pflegen lassen Tag und Nacht; Du sollst in einem weichen Bette schlafen und die feinsten Speisen haben; in einem seidnen Wagen sollst Du fahren und in einem Zimmer wohnen so groß, so luftig und hell, daß Du neu aufathmen und gesund werden sollst.“

„O laßt mich hier bleiben,“ bat Christel, „in diesem lieben kleinen Haus, wo es schön ist wie sonst nirgends auf der Welt; hier hab' ich mit Großvater gewohnt, hier soll er mich finden, wenn, . . .“ Ein Blutstrom entquoll seinem Munde; ein letztes schweres Athmen, ein Blick in die Höhe, und er sank leblos zurück in die ärmlichen Kissen.

Die Nacht ist gekommen. Leise streicht der Wind durch die duftenden Tannen dort über dem Felsgestein; die Sterne, auch Christels Lieblingsstern, stehen glänzend am Himmel und blicken in's Kämmerlein, und klagende Töne, gleich dem Säuseln der Aeolsharfe, ziehen geheimnißvoll durch die Luft über das stille Geländ.

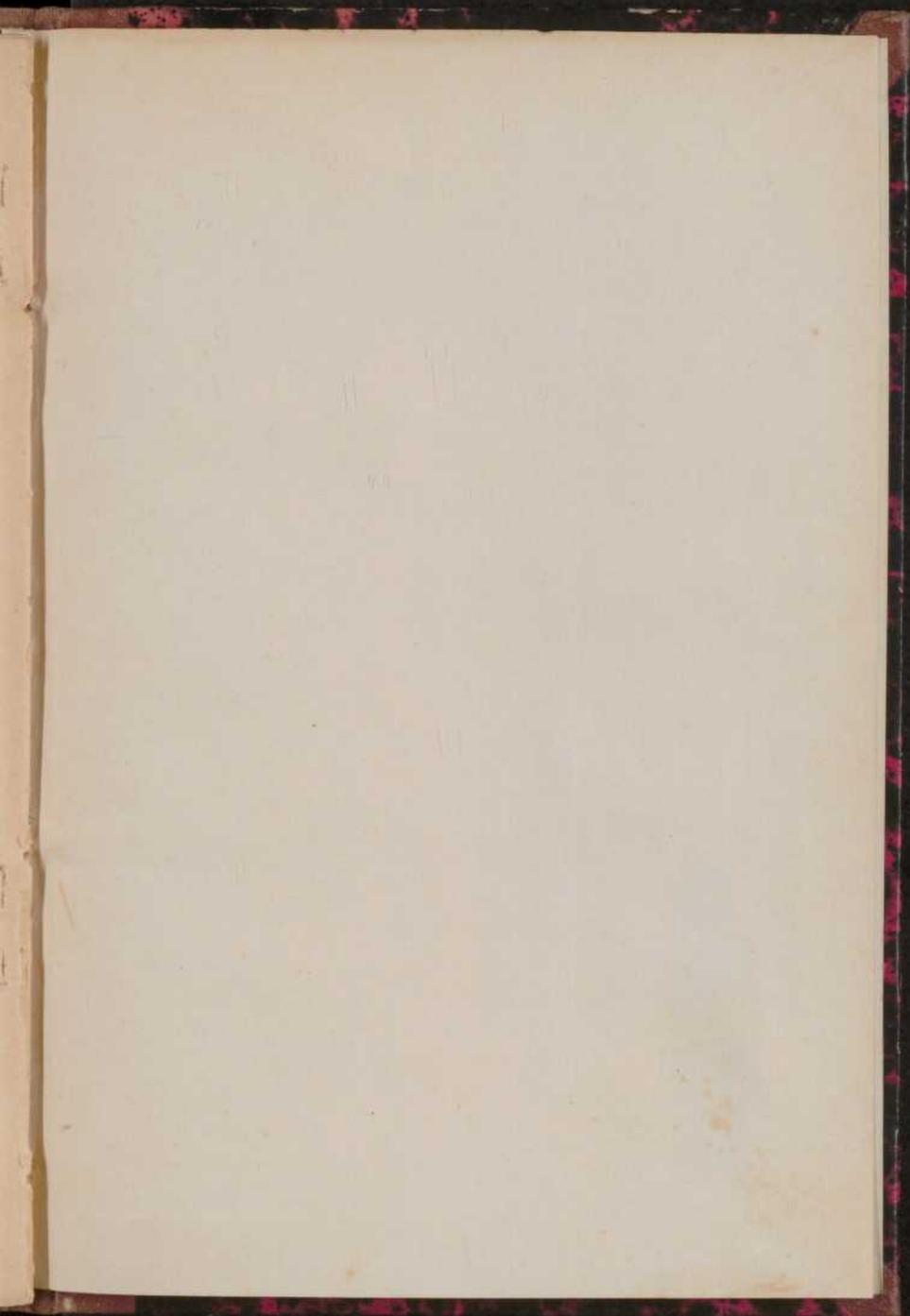
Horch! es rauscht leise vorm Fenster. Ist es der Wind,
der durch das Blätterdach des alten Birnbaums geht? —
Oder will der Goldlack die Nelken noch vorm Schlafengehen
rißen? —

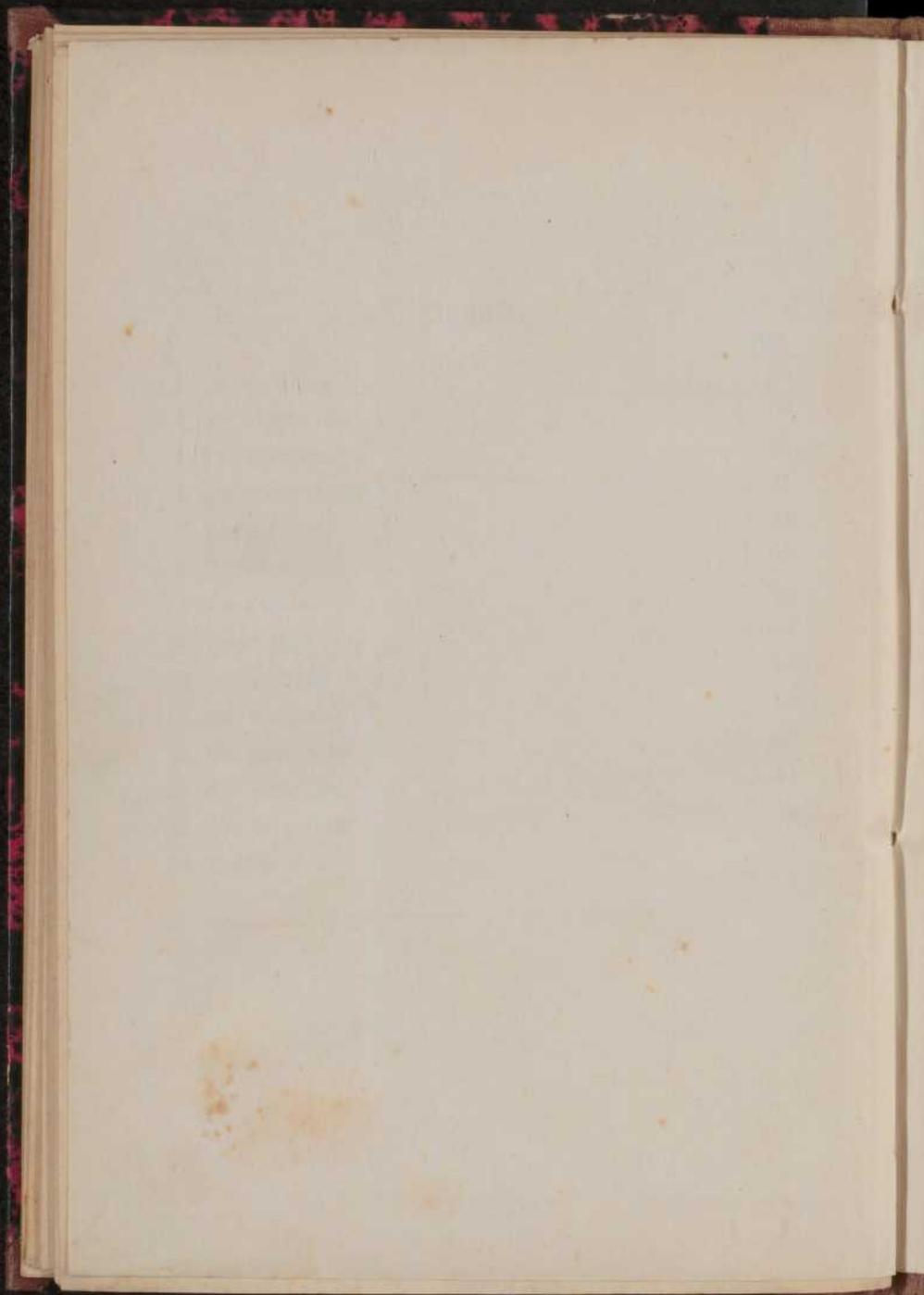
Ein kühler Hauch weht durch das offene Fensterlein; jetzt
küßt er Christels bleiche Wange. Er ist daheim.



Inhalt.

| | Seite. |
|------------------------------------|--------|
| 1. In der Schule | 5 |
| 2. Im Kämmerlein | 9 |
| 3. Der Diebstahl | 14 |
| 4. Ein armer Reicher | 17 |
| 5. Rückblick | 23 |
| 6. Im Wald | 26 |
| 7. Die Lanjer | 30 |
| 8. Trübe Tage | 34 |
| 9. In der Küche | 37 |
| 10. Der Gaisbub | 42 |
| 11. Ein ungebetener Gast | 50 |
| 12. Die Entdeckung | 54 |
| 13. Die Vergeltung | 59 |
| 14. Daheim | 63 |

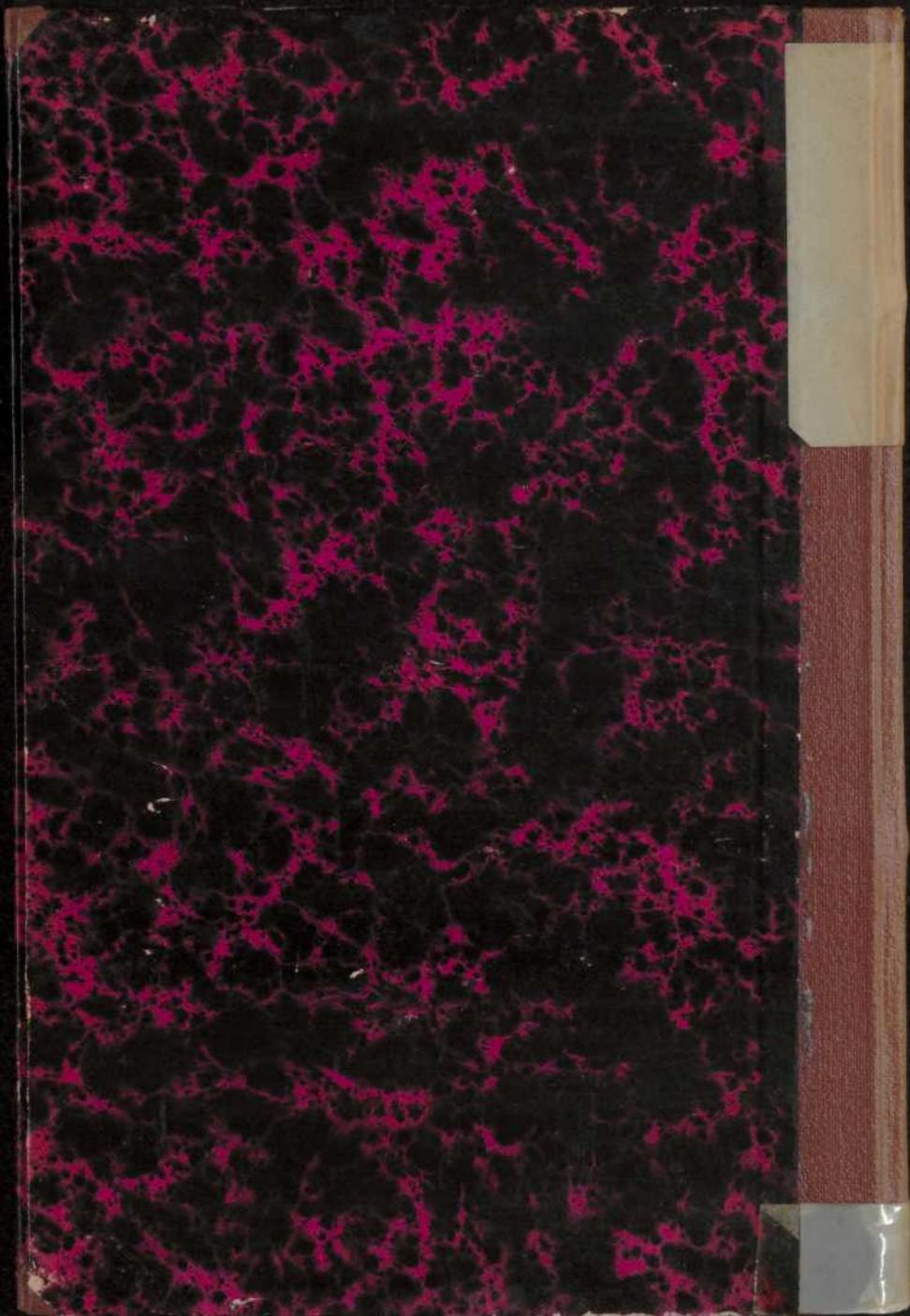




Internationale Jugendbibliothek



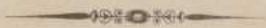
047002377423



Dabeim

von

L. Schaller-Fischer.



Strassburg,
J. S. Ed. Heitz (Heitz und Mündel),
1892.

- 60

